

Nocturnia
Die langen Schatten

Ein Roman von Torsten Thoms
www.kreativ-reise.de

„Helden werden nicht geboren, sie werden gemacht aus Blut, Schweiß, Tränen und der ungebrochenen Entschlossenheit, die eigenen Ängste zu besiegen.“

Vincus DeRovere

Kapitel 1

Der Mond stand hell und voll am Himmel und beleuchtete die fernen Berge auf der einen und die Stadt auf der anderen Seite. Sein pockennarbiges Antlitz schien zu grinsen, denn er beherrschte das Firmament, an dem die Sterne neben ihm verblassten.

Die Landschaft lag ruhig vor der weiblichen Gestalt, die aus ihrem Gemach nach draußen schaute. Sie liebte den Ausblick, doch in dieser Nacht rückte er in den Hintergrund, wurde zur unbeachteten Kulisse in dem Stück, das ihr bevorstand und in dem sie die Hauptrolle inne haben sollte. Juchata spielte mit dem schwarzen Dolch, ein Geschenk ihres Vaters zur Weihung. Eine spitze Klinge, wie aus Pech geschmiedet, doch härter und schärfer als alles, was sie bislang gekannt hatte. Gab ihr der Ausblick aus ihrem Gemach sonst Ruhe, konnte sie ihn heute kaum ertragen. Mit einem Ruck zog sie die dunklen, schweren Vorhänge zu, die das Mondlicht vollständig aus dem Zimmer verbannten. Ihr schlanker Körper schmiegte sich an die Dunkelheit um sie herum. Ihre Augen sahen alles, nahmen jeden Winkel wahr, denn in der Finsternis fühlte sie sich wohl. Das Sonnenlicht ertrug sie nicht, denn die Nocturnen, zu deren Rasse sie gehörte, verbrannten unter den sengenden Strahlen.

Heute Nacht sollte sie ihrem Vater, dem mächtigen Fürsten Vincus, ihre Wahl mitteilen. Am liebsten hätte sie sich den Dolch in die zarte Brust gerammt, nur um dieser Entscheidung aus dem Weg zu gehen. So viel wusste sie jedoch schon, dass der Stahl nur eine hässliche Narbe hinterlassen würde, denn niemals könnte sie den Mut aufbringen, ihre Tat auch zu vollenden. Zu sehr liebte sie das Leben, auch wenn es momentan unerträglich und aussichtslos schien.

Verzweifelt begutachtete sie die Klinge, ließ die Kante über den Daumen rutschen, die so scharf war, dass sie ihre winzigen Härchen an den Armen mit einem Ruck abrasieren konnte. Sie legte ihre Stirn in Falten und dachte angestrengt nach. Ihre Vermählung war das wichtigste Ereignis in der Familie seit Jahren. Zwei Freier hatten um ihre Hand angehalten, beide stattliche Nocturnen, die aus ehrwürdigen Familien stammten. Zum einen Calavus, Sohn des Pelates Borja. Ein Nocturn von eleganter Gestalt, mit blau-hartem Blick aus einem bleichen, ebenmäßigen Gesicht, das eine Spur Grausamkeit und Mystik in sich vereinte. Calavus wäre eine ausgezeichnete Wahl, seine Intelligenz war schon jetzt, in jungen Jahren, legendär. Das taktische Kalkül, seine geschmeidigen Bewegungen und die klugen, messerscharfen Worte hatten ihm bereits mehrfach den Respekt der Älteren eingebracht, die in ihm die Zukunft sahen, auch wenn sie das niemals zugegeben hätten. Sein Vater bildete ihn zu einem Politiker aus, der es rhetorisch mit jedem Gegner aufzunehmen verstand. Seine beinahe schon hinterlistige Art wurde von seinen Gegnern gefürchtet, die, wenn

sie konnten, seine Unterstützung lange vor wichtigen Abstimmungen sicherten, um nicht im entscheidenden Moment über seinen Scharfsinn zu stolpern. So umworben strahlte der junge Calavus ein beinahe schon unnatürliches Selbstbewusstsein aus, das oft an Arroganz zu grenzen schien. Zwar behandelte er andere mit dem größtmöglichen Respekt, doch war man sich seiner nie sicher, denn die Ironie war beißend, der Sarkasmus feinzüchtig und oft nur von den Intelligentesten unter den Nocturnen zu verstehen.

Trotz seiner vielen Vorzüge war er für Juchata ein fast schon geschlechtsloses Wesen, das sie durchschaute. Denn hinter seiner süffisanten Art und seinen verletzenden Bemerkungen stand ein Nocturn, der tief verunsichert war und deshalb laufend verbal attackierte, auch wenn er sich dessen kaum mehr bewusst war. Wenige Male hatte er sie besucht, um sie zu umwerben. Seine Furcht vor ihr war nur Juchata selbst aufgefallen und sie war sicher, dass sie, sobald sie heirateten, seine schlimmste Gegnerin werden würde. Nur einer der beiden konnte siegen, durch Unterdrückung und Macht, die sich einstellt, wenn die Partner sich an Intelligenz und Rang in nichts nachstehen. Und vor allem wissen, wo sie den anderen anpacken konnten. Denn die Kenntnis um die Schwäche des anderen ist ein gefährliches Gut, das man hüten muss oder zur rechten Zeit gebrauchen. Calavus war ihr nicht unsympathisch, doch seine Wahl hätte für sie und ihr weiteres Leben weitreichende Konsequenzen. Zwar achtete sie seinen Intellekt, doch sah sie auch die Grausamkeit in seinen Augen, der sie nicht entgehen würde. Er würde nie aufgeben, sie zu beherrschen, nie aufhören mit ihr zu kämpfen und sie am Ende unterdrücken.

Auf der anderen Seite stand Gladicus Magnus, dessen Familie noch einflussreicher, noch stärker war als die der Borja. Sein Vater Pelleus hatte schon viele Jahre den Posten des Tragus, des höchsten Führers der Nocturnen, inne, den er sich mit Vincus DeRovere, ihrem Vater, teilte. Gladicus war einige Jahre älter als sie, ein Bär von einem Nocturn, der sich in unzähligen Schlachten mit den Namenlosen geschlagen und einen Ruf als furchterregender Krieger verdient hatte. Was ihm an Intelligenz fehlte, machte er durch Mut und Ausdauer wett. Sein tadelloses Verhalten hatte ihm die bedingungslose Bewunderung der Truppen eingebracht, die ihn wie einen Gott verehrten. Als Führer im Feld war Gladicus immer in vorderster Front zu finden, wo er alle Schläge auffing, die auf seine Männer einprasselten und lieber selbst einsteckte, als einen seiner Männer verletzt zu sehen. Wo er und seine Elitetruppe, die Megantorier, auftauchten, herrschte deshalb Angst und Schrecken und schon manch ein Gegner hatte beim bloßen Auftauchen des Gladicus die Segel gestrichen, so furchterregend war sein Ruf. Seine Härte auf dem Schlachtfeld wurde begleitet durch eine fast schon peinliche Schüchternheit im öffentlichen Leben. Konnte er vor seinen Leuten brutal-motivierende, wenn auch kurze Reden schwingen, fehlte ihm diese Fähigkeit, sobald er vor dem Parlament stand, wo er sich bereits mehrfach von völlig unerfahrenen jungen Adhiben, den Mitgliedern des Nocturnen Parlaments, hatte vorführen lassen. Juchata war einige Male mit ihm zusammen gewesen, um ihn im Rahmen ihrer Heiratswahl zu treffen. Dabei hatte sie in ihm ein fast kindliches Gemüt entdeckt, das in völligem Gegensatz zu seiner imposanten Erscheinung stand. Er hatte sie übervorsichtig behandelt, fast schon ehrerbietig, hatte sich untergeordnet, was ihr zwar geschmeichelt hatte, doch auch unmännlich vorgekommen war. Leicht könnte sie diesen gutmütigen Riesen beherrschen, er würde ihr aus der Hand fressen wie ein Schoßhündchen, doch bereits nach wenigen Treffen langweilte sie sich fast zu Tode mit ihm, der ihrer Intelligenz nicht gewachsen war.

Juchata blinzelte. Auch wenn der Mond schon lang am Himmel stand und die Vorhänge sie schützten, schmerzten ihre Augen, die nicht sehen wollten, was auf sie zukam. Schon bald würde ihr Vater nach ihr rufen lassen, dann würde Baribas, der langjährige Hausdiener der Familie, sie holen und in das Hochzeitsgemach bringen, wo sie auf ihre

beiden Freier treffen würde. So beschützt sie auch in ihrem Haus aufgewachsen war, konnte es sie dennoch nicht vor ihrem Schicksal bewahren. Sie liebte ihre Gemächer. Die gotischen Bögen wölbten sich über ihr, die dunklen Steine rochen nach der unendlichen Zeit, die diese gesehen hatten. Juchata schaute in den Spiegel, der sich über eine gesamte Wand erstreckte, ein reich verziertes Werk mit einem schwarzen Holzrahmen, der über und über mit geschnitzten bizarren Kreaturen bedeckt war. Sie bewunderte sich. Ihre blasse Haut wurde von einer prächtigen Mähne aus üppigen roten Locken geziert. Halb nackt stand sie vor ihrem Abbild, selbst für eine Hochgeborene, die die schönsten aller Nocturninnen hervorbrachten, war sie eine außergewöhnliche Erscheinung. Ihre kleinen Brüste standen spitz hervor. Sie spielte weiter mit dem Dolch, den sie nur zum Probieren an ihren festen Bauch legte. Wie es wäre, sich zu verletzen und so diesem Treffen zu entgehen. Doch es war sinnlos, denn ihr Vater duldet keine Schwäche. Selbst halb tot hätte er sie noch in das Hochzeitsgemach gezerrt und sie zu einer Entscheidung gezwungen. Vielleicht war er der einzige Nocturn, den sie fürchtete. Zwar zweifelte sie nicht an seiner Liebe zu ihr, doch versteckte er diese tief im Innern, zeigte ihr Härte, wo er konnte. Vielleicht aus Enttäuschung über den Sohn Naxbil, ihren Bruder, der alle Tugenden für ein erfolgreiches Leben als Hochgeborener vermissen ließ und für ihn somit kaum mehr existierte. Längst hatte Vincus aufgegeben, Naxbil auszubilden, doch hielt er sämtliche Exzesse seines Sohnes unter strengstem Verschluss und drohte erfolgreich jedem, der daraus ein öffentliches Ärgernis machen wollte.

Juchata ging dazu über, die Klinge auf dem steinernen Tisch zwischen ihren langen Fingern hin und her hüpfen zu lassen. Langsam ertönte das stählerne Geräusch auf dem dunklen Stein, das in den Gewölben dumpf widerhallte. Immer schneller ließ sie den Dolch springen, geschickt und mit einem Hauch von Risiko legte Juchata ihr Schicksal in die bedeutungsvollen Bewegungen der Waffe. Sie sprach einen mythischen Spruch, den ihr ihre Mutter vorgebetet hatte, als sie klein war. Blicke die Klinge am Ende zwischen den geraden Zwischenräumen, würde sie Calavus heiraten, bei den ungeraden Gladicus. Doch auch der Spruch half nur, wenn man die Antwort bereits kannte, soviel wusste Juchata über die Künste ihrer verstorbenen Mutter, die sie eher erahnte als eine tiefere Kenntnis darüber zu haben. In dem Augenblick, bevor sie die letzte Silbe murmeln konnte, bohrte sie den Dolch neben ihre Hand in den Stein, der der Härte des Stahls nachgab. Zitternd blieb die Waffe im Tisch stecken, direkt neben Juchatas Daumen, keinen Recken entfernt. Nachdenklich schaute sie auf die zarte Klinge, deren Grazie über ihre tödliche Wirkung hinweg täuschte und somit zu Juchata passte wie ihr maßgeschneidertes, schwarzes Korsett, das sich jetzt wie angegossen an ihren weißen Körper schmiegte. Geschickt knotete sie es hinten zu. Sie streifte danach ihr hauchdünnes, durchsichtiges Seidenhemd über und ließ ihre roten Locken frei und ungebunden über ihren Rücken fallen, die sich so wie ein Umhang um sie herum legten. Sie schlüpfte in ihre ebenfalls schwarze Hose, schnürte die Seiten zu wie vorher das Korsett, ließ danach ihren Dolch im breiten Gürtel verschwinden.

Ein kleines Flakon stand auf ihrem steinernen Nachttisch, ein Geschenk ihrer Mutter mit scheinbar nie versiegendem Parfüm, das zwar betörend nach bekannten Blüten duftete, doch eine ganze Reihe unbekannter Stoffe enthielt, die Juchata nicht kannte. Zwei Tropfen genügte, die sie hinter ihren Ohren und dem Dekolleté verteilte. Sie kannte die Wirkung dieses Duftes auf andere, doch ihr Vater schien dagegen immun und würde sich nicht davon überzeugen lassen, ihr die Qual der nächsten Stunden zu ersparen. Auf einen letzten Versuch kam es dennoch an, auch wenn sie kaum Hoffnung auf ein Gelingen hatte.

Juchata seufzte. Zwar war sie jetzt bereit für das Treffen, eine Entscheidung hatte sie immer noch nicht gefällt.

Sie öffnete die Vorhänge vor ihrem Fenster wieder und blickte in die wohltuende und beruhigende Dunkelheit hinaus. Vielleicht würde die Aussicht, die sie schon seit so vielen Jahren kannte, ihr endlich eine Antwort schenken. Der Mond stand jetzt beinahe im Zenit. Auch wenn er hell leuchtete, machte es ihr nichts aus, ganz anders als die Sonne, die selbst wenn sie hinter den Wolken schien, jeden Nocturnen töten würde. Selbst wenn sie noch nicht einmal erschienen war, gerade im Begriff war aufzugehen, war jedes Nocturnen-Auge so überfordert, dass es erblinden konnte. Einmal, als Kind, hatte Juchata die Zeit vergessen und war in die Nähe des Sonnenaufgangs geraten. Es war zum Glück ein Wintertag gewesen, die Sonne hatte sich hinter einem dicken Schleier aus grauen Wolken versteckt, war aber noch nicht aufgegangen. Doch ein einziger Blick in ihre Richtung hatte Juchata so geschmerzt, dass sie sich, blind und vorwärts tastend, gerade noch hatte nach Hause retten können. Die folgende Blindheit war zu ihrem Glück nur vorübergehend gewesen, doch hatte sie drei Nächte lang angehalten, bevor ihr Augenlicht zurückgekehrt war. Ihre Eltern hatten damals an ihrem Bett gewacht, denn es war eine lange Zeit über nicht sicher gewesen, ob sie jemals wieder würde sehen können. Doch die legendären Heilkünste Marlettas, ihrer Mutter, hatten Juchata damals geholfen, und auch wenn sie schier unerträgliche Schmerzen gelitten hatte, eines Nachts war schließlich alles vorbei gewesen. Die rasenden Kopfschmerzen verschwanden, ebenso der Druck in den Augen. Wie ein wunderschöner Makel in einem perfekten Gesicht war eine winzige Narbe an Juchatas Augenlid zurückgeblieben, die wie zur Warnung zu schmerzen begann, wenn auch nur ein Hauch von Licht sie berührte.

Selbst Feuerschein ertrugen die Nocturnen nicht, denn es hatte auf sie eine ähnlich blendende Wirkung. Allerdings starben sie nicht, da das Licht des Feuers nicht die Intensität der Sonne erreichte. Doch in der Zeit, in der sie dem Feuer ausgesetzt waren, erblindeten sie völlig. Auch wenn die Wirkung nur temporär war und in der wohltuenden Dunkelheit sofort nachließ, wären Nocturnen in beleuchteten Räumen allem schutzlos ausgeliefert, was auch immer sie dort erwartete.

Das Mondlicht jedoch war anders, auch die Sterne konnten Juchata jetzt nichts anhaben. Im Gegenteil, als wenn dieses Licht das gute Licht war, eines, dass sie vertrug und dem sie sich gerne aussetzte. Kein Wunder also, dass die Nocturnen den Mond als Gottheit verehrten.

„Ophras, sag mir, was ich tun soll.“ Doch wie immer antwortete Ophras nicht, denn die Antwort trug Juchata in ihrem Herzen, tief versteckt und für sie selbst unauffindbar, zumindest zum jetzigen Zeitpunkt.

Sie vergötterte ihren Vater und war ihm in allem gehorsam. Doch jetzt, in diesem Augenblick, verfluchte sie ihn. Sie verstand genug von Politik, um ihren Vater richtig einzuschätzen, der mächtige Verbündete suchte, um seine Ideen voranzutreiben. Da Naxbil dafür nicht geschaffen war, musste Juchatas Ehemann für ihn einspringen, den Vincus einzunehmen und auszubilden gedachte. Sollte das nicht möglich sein, bliebe Juchatas Sohn, der noch ungeboren war, was Vincus nun so schnell wie möglich ändern wollte.

Ihr Vater hatte sie zu blindem Gehorsam erzogen, ein Schicksal, dass sie mit allen Nocturninnen in der Oberstadt teilte, vor allem, nachdem ihre Mutter so früh gestorben war. Sie verstand die Politik der Adhiben, ein nie enden wollendes Intrigenspiel zwischen den mächtigen Familien, die somit ihre Macht, auch untereinander, gegenüber den normalen Nocturnen verteidigten.

Schon lange bevor er vor Juchatas Tür stand, waren seine Schritte zu hören. Baribas, der alte Diener, hinkte nach einer schweren Verwundung in einer seiner zahllosen Schlachten und zog das linke Bein nach, so dass sein Gang unverkennbar in den langen und hohen Korridoren widerhallte. Die schweren, roten Wandteppiche fingen die Geräusche nicht auf, sondern verstärkten sie auf geheimnisvolle Weise, wodurch

Juchata schon lange vorher wusste, wann jemand den Korridor zu ihrem Gemach betrat, der sicher hundert Phrakten maß. Ihr Zimmer, das einzige bewohnte in diesem Flügel, hatte sie sich selbst ausgesucht, als ihr Vater sie vor die Wahl gestellt hatte. Damals war es ihr leicht gefallen, nicht nur handelte es sich um den größten Raum, er lag auch am höchsten und hatte als Einziger einen kleinen Erker, von dem aus Juchata einen fantastischen Blick auf die Umgebung hatte. Der größte Vorteil jedoch war die Entfernung zu den anderen Gemächern. Sie logierte weit entfernt von ihrem Vater, der im Hauptgebäude wohnte und auch die Räume des Bruders waren in einem gänzlich anderen Flügel, was Juchata wohl am ehesten erwogen hatte, dieses Zimmer zu wählen. Einst hatten sie sich gut verstanden, als Kinder und Heranwachsende waren sie unzertrennlich gewesen. Doch dann war die Bande gerissen, Naxbil hatte mit seinen Ausschweifungen begonnen, die Vincus sehr verärgert hatten. Seine Reaktion auf Naxbil war kühl gewesen und hatte ihren Bruder verletzt, der nun seine Eifersucht auf die Verbindung lenkte, die zwischen Vater und Tochter herrschte, auch wenn diese eher auf Strenge als auf Herzlichkeit beruhte. Mit der Zeit waren sie immer mehr dazu übergegangen, getrennte Wege zu gehen, schon bald redeten sie so selten wie Fremde, nur noch zu den wenigen gemeinsamen Mahlzeiten sahen sie sich. Zwischen ihnen erstreckten sich nun Korridore und Gänge, die kaum überwindbar wie ein Labyrinth die Geschwister trennten. Eine schier endlose Zahl von Zimmern war unbewohnt, die Möbel mit grauen Laken bedeckt, die einst weiß gewesen waren und nun zwischen Staub und Spinnweben immer mehr vor sich hin moderten. Zu einer anderen Zeit musste die Villa der DeRoveres nahezu vollständig bewohnt gewesen sein. Bilder von unbekanntem Verwandten, aus grauer Vorzeit, über die sich wie auf alles andere bereits der Staub des Vergessens gelegt hatte, hingen noch an den Wänden in der Ruhmeshalle. Warum diese so hieß, wusste niemand mehr, doch bildete sie den Mittelpunkt des Hauses, ein hoher, sich über drei Stockwerke erstreckender Saal mit gigantischen Säulen, der aus dem gotischen Gebäude heraus stach. Dieser Saal stieg nicht nur in die Höhe, sondern zog sich auch in die Länge, an die 50 Phrakten reihte sich Säule an Säule, die aus weißem, kaltem Stein gefertigt waren. Einige von ihnen wiesen merkwürdige Inschriften auf, die niemand mehr entziffern konnte. Es war der einzige helle Ort in dieser Villa, die düster wirkte mit ihren Kreuzgratgewölben und dunklen Granitsteinen. Doch der Saal war vollständig mit diesen weißen Steinplatten bedeckt, deren helle Adern beinahe lebendig wirkten. Jedes Mal, wenn Juchata eintrat, schmerzte ihre Narbe über dem Auge für einige Momente, auch wenn es vollständig finster war. Hier hingen auch die Bilder der verschollenen Ahnen, Ölbilder für die Ewigkeit, deren Existenz länger gedauert hatte als die Erinnerung an die Modelle. Auf einer Erhebung am Ende des Saales stand nun ein langer, schwerer Holztisch, der eigentlich Platz für 20 Gäste bot, doch nun meist nur für drei gedeckt wurde. Baribas, der alte Weggefährte des Vaters, bediente nun ihren Bruder, sie und Vincus in den seltenen Fällen, wenn sie zusammen Mahlzeiten einnahmen. Der einzige weitere Angestellte war der alte Koch Elotril, der wie Baribas auch gedient hatte und deren Kochkunst sich auf die einfache Küche der Krieger beschränkte. Aus Dank für irgendeinen Dienst hatte Vincus ihn übernommen, warum wusste Juchata nicht. Die beiden wohnten in den Kellergewölben, irgendwo weit unter der Villa, und Juchata hätte nicht sagen können, wo genau, zu weit erstreckten sich die Gewölbe unter dem Bauwerk, das sicher ebenso viele Etagen unter wie über der Erde hatte. Vielleicht sogar mehr. Juchata hatte es nie vollständig erkundet. Eine Klingel an jeder Tür war jedoch mit den Quartieren der Diener verbunden, so dass sie diese nur betätigen musste, um die Dienste des Baribas zu erbitten, was nur in seltenen Fällen geschah.

Jetzt hörte sie ihn kommen, er musste noch Dutzende Phrakten entfernt sein, doch Juchata geriet bereits in Panik. Sie fühlte, wie die überall gefürchtete Wut in ihr emporstieg, eine Wut, die sie selten zu kontrollieren wusste, die jedoch gegenüber

ihrem Vater allerhöchstens eine stumpfe Waffe war, deren er sich meist rasch und gewalttätig entledigte. Die Schritte kamen näher, auf Juchatas Ärger folgte Verzweiflung, danach Trauer. Es gab keinen Ausweg.

Kapitel 2

Für Naxbil war es ein kurzer Tag gewesen, denn lange hatte er mit seinen trinkfesten Freunden gefeiert. So hatte er auch erfolgreich verdrängt, was für ein wichtiges Ereignis seiner Schwester Juchata bevorstand, denn zu ihrer Bekanntgabe der Heirat war auch er geladen. Es sollte eine wichtige Nacht für die DeRoveres werden, aus diesem Grund hatte er bereits vor einigen Nächten entschieden, der Zeremonie fern zu bleiben. Auch wenn sein Vater den Ophrases, einen Hohenpriester des Ophras, hinzubestellt hatte, um die Bedeutung zu unterstreichen. Doch Naxbil wusste, dass es um mehr ging als nur die Höherstellung der Schwester gegenüber ihm, dem Sohn und Erstgeborenen. Die Enttäuschung über das Scheitern seiner eigenen Hochzeitspläne saß noch tief im Gemüt seines Vaters fest, so dass diese Zeremonie nur auf eine Demütigung Naxbils selbst hinauslaufen konnte.

Seit Jahrhunderten wurde der erstgeborene Sohn vermählt, danach alle anderen Geschwister. Die Tatsache, dass seiner Schwester Juchata nun diese Ehre zuteil wurde, bedeutete für Naxbil nichts Gutes. Zwar hatte sein Vater ihm offiziell verziehen, die öffentliche Waschung im Tempel des Ophras vollzogen, doch Naxbil wusste, dass das, was er getan hatte, in einer Gesellschaft, wie die der Nocturnen nicht geduldet werden würde. Missmutig zog er die Decke über den Kopf und bereute bereits, überhaupt nach Hause gekommen zu sein. Insgeheim wünschte er sich, jemand würde kommen und ihn zwingen, doch zu erscheinen, aber das würde nicht geschehen. Er hatte zwar die Einladung erhalten, der er folgen konnte oder auch nicht. Keiner würde sich dafür interessieren oder darauf achten, ob er erschien. Zu tief saß die Wut seines Vaters, als dass dieser ihm seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Es war als wäre seine Chance ein für alle Mal vorbei. Er hatte es gespürt, als er es tat, selbst in den Sekunden vorher wusste er, dass seine Handlungen beobachtet wurden. Selbstzerstörerisch hatte er dennoch weiter gemacht, bis es geschehen war, seine Gedanken immer bei der Sache, von der er wusste, dass sie ihn für alle Zeit ins Abseits schicken würde.

Wie hatte es nur soweit kommen können? Er hätte wählen können zwischen drei bildschönen Nocturninnen, alle aus angesehenen Familien, alle drei mit besten Verbindungen und gefüllten Schatullen. Seine Zukunft war gemacht, denn Vincus hatte seit seiner Geburt für diesen Augenblick gelebt und gearbeitet, hatte genau so viel Zeit für seine Karriere wie für diese Verbindungen getan. Auch hatte er das Kunststück fertiggebracht, ihm überhaupt eine Wahl zu gewähren, was selbst unter Nocturnen seines Standes höchst ungewöhnlich war. Vincus' Taktik hatte wie immer die Zufriedenheit aller Parteien umschlossen, selbst die beiden Nicht-Erwählten hätten profitiert, weil ihre Töchter in die engere Wahl gekommen waren. Wie genau das Geschäft ausgesehen hatte, wusste Naxbil nicht, nur dass es ein Privileg gewesen war. Die angehenden Bräute waren ihm vorgestellt worden, alle drei zusammen. Am Anfang waren noch deren Mütter zugegen, dem Ritual folgend bewirteten sie den Gatten und die heiratswilligen Töchter. Naxbil hatte sich umworben gefühlt, es genossen, im Mittelpunkt zu stehen, und dieses seltene Gefühl ausgekostet. Sein Vater wartete im Zimmer nebenan, samt den anderen Vätern und Naxbil war sicher, dass sie dem Schauspiel durch geheime Löcher in Wänden und Möbeln folgten. Dann waren die Mütter gegangen, Naxbil wurde Zeit allein gewährt, um seine Braut zu wählen. Bis dahin war alles gut gelaufen, der nötige Abstand zwischen den Parteien

war gewahrt worden, eine Unterhaltung über Nichtigkeiten in Gang gekommen. Als nur noch er und die drei jungen Nocturninnen in seinem Gemach waren, begann die Beklommenheit, der er nicht Herr wurde. Das Zimmer wurde von den Müttern versiegelt, niemand durfte dieses Siegel brechen außer er selbst, wenn er seine Entscheidung getroffen hatte. So wollte es der Brauch in diesen Fällen, der Jahrhunderte alt war. Selbst die Väter durften nicht eingreifen, was immer auch geschehen sollte.

Vielleicht war es die uneingeschränkte Macht in diesem Moment, mit der Naxbil nicht umgehen konnte, vielleicht auch seine unbändige Lust, die er mehr auslebte, als alle anderen ahnten und die ein so großer Teil von ihm geworden war, dass er sie kaum mehr kontrollieren konnte. Auch hatte immer sein Vater für ihn entschieden, hatte ihm aufgetragen, was zu tun wäre und durchgesetzt, dass das auch getan wurde. In dieser Situation aber war er ganz Herr seiner selbst und nicht nur das. Auch drei wunderschöne Nocturninnen hatte er in seiner Gewalt, die sich allem fügen mussten, was er von ihnen verlangte. Anfangs konnte er sich noch zügeln, hielt eine Art Gespräch am Laufen, doch bald schon fing er damit an, Unzüchtigkeiten von seinen Bräuten zu verlangen. Er befahl ihnen, ihre Kleider abzulegen, was an sich schon eine Schande für sie bedeutete. In diesem Augenblick war es vorbei, das wusste er, denn die Väter beobachteten alles. Wie von Sinnen war er, hörte seine Stimme, seine Befehle aus weiter Entfernung, sah sich selbst neben sich stehen, beobachtete seinen roten Kopf, als er den Nocturninnen befahl, Zärtlichkeiten auszutauschen. Die wagten nicht, sich zu widersetzen, zwei von ihnen gehorchten ihm nur widerwillig, die Dritte schien sogar erregt, auch wenn sie sich vordergründig wehrte. In diesem Augenblick war schon alles zu spät, so dass er fortfuhr, selbst eingriff. Er wurde sogar kurz gewalttätig, nahm sich, was er wollte, auch wenn er dazu Schläge austeilen musste. Nach einer halben Stunde war alles vorbei. An eine Wahl dachte er jetzt nicht mehr, denn er hatte, statt zu wählen, die drei Nocturninnen entweiht, für alle Zeiten. Sie waren alle von höchster Geburt und ihre Väter und Mütter waren Zeugen seiner Tat geworden, die nicht zu verzeihen war.

Keiner der Älteren jedoch hatte es gewagt, ihn zu stoppen, für alle war der Brauch wichtiger gewesen als die Ehre ihrer Töchter. Die Drei saßen danach verängstigt in der Ecke des Zimmers, als er langsam auf die Tür zutrat. Er wusste, dass dahinter sein Untergang wartete, ob körperlich oder seelisch, deshalb zögerte er mit dem Aufbrechen des Siegels. Am Ende jedoch war es ihm egal, ob er es jetzt tat oder noch einige Minuten wartete, sein Schicksal war bereits geschrieben.

Als er die Tür öffnete, sah er nur noch für den Bruchteil einer Sekunde die wutverzerrte Visage seines Vaters, der ihm mit aller Kraft einen Faustschlag verpasste, der ihn in eine gnädige Ohnmacht versetzte.

Stunden später war er in seinem Gemach aufgewacht. Von seinen Freunden hatte er erfahren, dass die Familien sich geeinigt, das Ansehen seines Vaters durch diese Eskapade jedoch stark gelitten hatte. Der Vergleich war ihn teuer zu stehen gekommen, und es waren nicht nur die vielen Arcinmünzen aus der Schatzkammer, sondern der folgende Machtverlust, von dem einige glaubten, er würde sich davon nicht erholen.

Binnen kürzester Zeit waren alle drei seiner Gespielinnen vermählt, mit zweitklassigen Gatten, etwas, dass die Eltern der hohen Familien nur akzeptiert hätten, wenn sie etwas anderes, Höheres, bekommen hatten. Was das war, wusste Naxbil nicht, auch seine Freunde konnten ihm nicht helfen, so geheim musste das Übereinkommen sein. Über die Sache schwiegen alle, kein Wort drang nach außen. Und doch ahnte es jeder. Einer seiner Freunde hatte etwas mehr erfahren als die anderen, woher war Naxbil ein Rätsel.

Vincus ließ nichts anbrennen, sondern zwang den jungen Nocturn, bei seinem Leben niemandem etwas zu erzählen. Geld und Rohheit, das waren seines Vaters Mittel, mit

denen er erfolgreich alle zum Schweigen brachte, die von der Sache wussten. Selbst seine Schwester kannte nicht jedes Detail, doch war sie zu schlau, um sich nicht ihren Teil zu denken.

Widerwillig wälzte Naxbil sich aus dem Bett. Er würde doch gehen. Und wenn er nur seinen Vater mit seiner Anwesenheit ärgern konnte. Der riesige, schwarze Spiegel zeigte ihn in seiner ganzen Größe. Aus irgendeinem Grund hielt er sich für unwiderstehlich. Trotz seiner jungen Jahre hatte er bereits einen prächtigen Bauchansatz, seine Arme und Beine schienen kaum zu dem aufgeschwemmten Körper zu passen, zu dünn, um ihn zu tragen. Sein Gesicht war aufgedunsen vom üppigen Genuss des Miestas, doch Naxbil liebte sich selbst so sehr, als dass er seinen körperlichen oder moralischen Schwächen all zu viel Bedeutung beigemessen hätte. Sein Erfolg beim weiblichen Geschlecht gab ihm recht und jeder, der ihn sah, musste zugeben, dass er etwas hatte, etwas Unbeschreibliches, dass ihm eine Art Aura gab, die besonders auf den ersten Blick alle anderen Merkmale übertünchte. Das hatte er mit seiner Schwester gemein, obwohl es bei ihr nicht so auffiel, war sie doch von Natur aus eine erotische Erscheinung.

Anders als Juchata, die mit einem einfachen Lebensstil zufrieden war, umgab Naxbil sich mit allem Luxus, den er finden konnte. Er hatte sich von Namenlosen einige Skulpturen schaffen lassen, die seine Gemächer zierten. Ebenfalls hatte er eine Schwäche für weiche Stoffe, die überall hingen oder lagen. Sein Kleiderschrank war voll mit den besten Stücken, kaum jemand in der Oberstadt legte so viel Wert auf Kleidung. Zwar ließ sein Geschmack etwas zu wünschen übrig, manchmal passten die Farben nicht unbedingt zueinander, doch alles war von feinsten Qualität und immer sehr teuer.

Das ganze Zimmer strahlte deshalb eine kitschig-heitere Atmosphäre aus, die allerdings selten jemand zu Gesicht bekam, denn wenn er seine Freunde traf, tat er das in der Oberstadt, die einige Hundert Phrakten vom Haus der DeRoveres entfernt lag.

Langsam zog er sich an, wählte seinen teuersten und farbenfrohesten Anzug, ein Pigmanie neuester Mode. Er wusste, dass sein Vater diesen Pigmanie hasste, er hielt ihn für dekadent und weiblich. Vielleicht wählte Naxbil ihn aus diesem Grund, doch er gefiel ihm auch, den grell-gelben, extra-lange Kragen, das rote Jackett mit den grünen Taschen und dem bunten Muster auf den unteren Partien, die bis zu den Beinen reichten. Naxbil sah sehr elegant aus und jeder, der ihn so sah, musste bestätigen, dass der moderne Pigmanie Naxbil überaus gut kleidete, seine ungünstige Figur in ein besseres Licht rückte. Diesmal geschmackvoll wählte Naxbil eine besonders einfache Brosche, die ganz im Gegensatz zu seinem verschnörkelten Auftritt stand. Sie fiel auf, in ihrer männlichen Simplizität und hielt die Erscheinung zusammen. Sie schmückte seinen Kragen, verband diesen mit der Schärpe, die – ganz in Schwarz – ebenfalls aus dem Ensemble heraus stach.

So wollte er zur Zeremonie, sich den Vätern und Müttern der Bräutigame zeigen, besonders aber seinem Vater. Zufrieden mit sich legte er sein dünnes, kurzes Haar mit Pomade an seinen Kopf, blickte auf seine stolze Gestalt und war zufrieden mit sich. Ihm war nicht bewusst, was er eigentlich erreichen wollte oder ob es überhaupt eine Rolle spielen würde, dass er erschien, aber in diesem Aufzug fühlte er sich wohl und damit sicher. Schließlich wollte er Blicke erhaschen, Blicke, die eigentlich seiner Schwester gehörten. Und auch wenn er das nicht schaffen sollte, war es immer noch besser aufzutreten und in seiner Schande präsent zu sein, als im Nichts der Dunkelheit seines Gemachs zu verschwinden.

Seine innere Uhr, die alle Nocturnen besaßen, damit sie den Tagesanbruch nicht verpassten, sagte ihm, dass es Zeit war, sich auf den Weg zu machen. Noch hatte die

Zeremonie nicht begonnen, doch durfte er sich Hoffnungen machen, dass bereits einige Gäste anwesend waren, vor allem natürlich sein Vater. Langsam schritt er sein Gemach der Länge nach ab, so als ob ihm im letzten Moment Zweifel gekommen wären. Sollte er oder sollte er nicht? Wie würden die Familien reagieren, wenn er auftauchte? Würden sie ihn mit Schimpf und Schande davon jagen? Doch Naxbil kannte den Einfluss seines Vaters, der, auch wenn er durch Naxbils Verhalten gelitten hatte, noch immer groß genug war, um jeden Skandal im Keim zu ersticken. Sie würden ihn vordergründig achten, wenn er ihnen jedoch den Rücken zukehrte, sich die Mäuler über ihn zerreißen. „Gut so,“ dachte er sich, „dann reden sie wenigsten über mich.“

Fest entschlossen riss er die schwere, mit schwarzen Eisennieten beschlagene Tür auf. Der unendliche Korridor vor ihm schien ihm jetzt noch länger als sonst. Mit unnatürlich lauten Schritten verschaffte er sich Gehör, sie waren ganz sicher noch in vielen Etagen über und unter ihm zu hören. Man sollte vernehmen, dass er auftauchte, sich auf seinen Auftritt vorbereiten, vielleicht sogar Angst vor ihm haben und sei es auch nur wegen des Skandals und der Furcht davor, wie man sich ihm gegenüber verhalten sollte. Je länger er darüber nachdachte, desto mehr freute er sich, doch noch seine Meinung geändert zu haben. Und wer wusste es schon, vielleicht würde er nach der heutigen Nacht wieder der Erste sein, denn er kannte seine Schwester, der er zwar keine Dummheit, aber eine kaum vergleichbare Sturheit zutraute. Sein Instinkt, den alle DeRoveres in schwächerer oder stärkerer Form besaßen, sagte ihm, dass es auch für ihn eine bedeutende Nacht werden würde. Er fühlte sich bereit dazu, seinem Schicksal erneut zu begegnen.

Kapitel 3

Seine innere Unruhe bemerkte niemand im Raum, zu stark war sein Wille, zu routiniert sein Verhalten, um irgendjemanden spüren zu lassen, was er wirklich dachte oder fühlte. Vincus war von groß gewachsener Gestalt, schlank und drahtig. Sein schlichtes, schwarzes und weites Gewand war von feinstem Stoff und hing beinahe schwerelos um seinen Körper. Seine Gesichtszüge waren hart und die Falten tief. Selbst für einen Fünfundsechzigjährigen wirkte er älter als er war. Seine ganze Art strahlte Würde und Ruhe aus, der Fels in der Brandung, doch in seinem Innern loderte es heißer als sich irgendjemand vorstellen konnte. Er kannte die Gefahr, die heute lauerte, wusste, dass es seine letzte Chance war, den Familiennamen, der nun schon seit Generationen vererbt wurde, weiter zu führen. Es war eine Ironie des Schicksals, dass ausgerechnet er, der die Familie zu höheren Ehren geführt hatte als sämtliche DeRoveres zuvor, an der simplen Frage der Nachkommenschaft scheitern sollte. Der schwere Schlag, den sein Sohn ihm mit seinem Verhalten verpasst hatte, war beinahe sein Ende gewesen, was kaum jemand wusste. Das erste Mal in seinem Leben hatte er sich verkaufen müssen, seine Dienste in die Macht jener gestellt, die er früher noch ausgelacht hätte. Doch die Situation war nun eine andere, denn wenn sie wollten, wäre er ihre Marionette, was in seiner Position fatale Folgen haben konnte. Sein Leben lang hatte er nur seinem Gewissen über Rechenschaft ablegen müssen, hatte sich niemals von anderen abhängig gemacht. Jetzt war es anders und er wusste es. Mit einem Lächeln auf den Lippen begrüßte er seine Gäste, Pelates Borja und Pelleus Magnus samt Gemahlin, einer beliebten Nocturnin mit dem Namen Livia, die aus einer der angesehensten Familien stammte. Die männlichen Nocturnen waren ähnlich gekleidet wie er, schlichte schwarze Gewänder, ihre Haare martialisch kurz geschnitten. Pelleus Magnus war ein Hüne von einem Mann, der mit den Jahren auch in der Breite gewachsen war. In jungen Jahren ein ebenso gefürchteter General wie sein Sohn jetzt, der mit dem gleichen Hang von selbstzerstörerischem Mut seine Truppen befehligt und die Schlachten gegen die Namenlosen wie durch ein Wunder

überlebt hatte. Dass er dabei einen Arm durch den Biss seines eigenen Meganten, den gefährlichen Reittieren der Nocturnen, verloren hatte und nur noch auf einem Auge leidlich sehen konnte, war Teil seiner Geschichte. In späteren Jahren sprach er dem Miesta zu, während er sich auf den erkämpften Lorbeeren ausruhte. Er lebte von seinem Ruhm, wurde vom Volk nahezu vergöttert, was ihm eine nahezu uneingeschränkte Macht einbrachte. Zwischen ihm und Vincus herrschte eine Art berührungsloser Respekt, denn weder konnte Pelleus mit dem Intellekt des Vincus mithalten, noch Vincus mit der gewaltsamen Kraft des Pelleus, die von der Bewunderung fast aller Hochgeborenen herrührte. Durch das ausbalancierte Verhältnis der Beiden war eine Co-Existenz und fruchtbare Zusammenarbeit möglich, die in ihren schon lange währenden Regierungsjahren bereits viel bewegt hatte. Dem gegenüber stand Pelates Borja, ein ständiger Rivale von Vincus, der ebenso wie der Älteste der DeRoveres schlank und hochgewachsen war. Beide hatten ähnliche Eigenschaften, eine Intelligenz und Scharfzüngigkeit, die andere in den Schatten stellte. Während jedoch Pelates der noch bessere Redner war, fehlte es ihm an Charisma, ein Umstand, der vielleicht auf seinen Sprachfehler zurückzuführen war. Das leichte Lispeln machte sich besonders in den ernstesten Situationen bemerkbar und führte häufig dazu, dass Menschen mehr auf den Fehler achteten als auf den brillant vorgetragenen Inhalt. Pelates war seit jeher eifersüchtig auf den Erfolg der DeRoveres, ein Umstand, der ihn zu einem gefährlichen Gegner machte. Mit einer eventuellen Heirat wollte Vincus diese tödliche Rivalität abschwächen und er hoffte, dass Juchata den Sohn des Pelates wählen würde, denn Calavus war ihm näher als Gladicus. Vielleicht würde er auf diese Weise nicht auf den Enkel warten müssen, sondern genug Einfluss auf den Schwiegersohn gewinnen können, um das Familienerbe bereits früher in würdige Hände zu legen. Mit seinem Erzfeind hatte Vincus eine lose Vereinbarung getroffen. Aber dieses Spiel hatte sich noch nicht entwickelt und wie eine Partie Machroon, das er meisterhaft beherrschte, würde er seine Figuren setzen und sehen, welche Situationen sich mit der Zeit entwickelten.

Die Gemahlinnen von Pelleus und Pelates, Domitia und Livia, hielten sich im Hintergrund, ganz nach den Regeln Nocturner Gesellschaft. Sie waren etwas aufwendiger gekleidet, doch hielten sie sich an die Tradition der Hochgeborenen, nach der sich Nocturninnen in allen Belangen im Hintergrund halten mussten. Die beiden Söhne Calavus und Gladicus warteten bereits auf Juchata im Hochzeitsgemach, das Vincus eigens für diese Zeremonie hatte herrichten lassen. Das Zimmer, in dem ihm Naxbil diese unauslöschliche Schande zugefügt hatte, lag auf der anderen Seite und war von nun an verschlossen, als könnte so die Erinnerung an die schmachvolle Tat endgültig ausgelöscht werden. Um Überraschungen und Zeugen zu verhindern, hatte Vincus diesmal nur ein einziges Spähloch anbringen lassen, von dessen Existenz nur er wusste. Nicht dass er Juchata etwas Ähnliches zutraute, im Gegenteil, er zweifelte nicht, dass sie gehorchen und wählen würde. An den Ernstfall eines Patts mochte er nicht einmal im Traum denken, denn jetzt brauchte er die stärksten Verbündeten, um aus der Situation heraus zu kommen.

Seine Tochter hätte eigentlich längst hier sein sollen, bereits vor einer halben Stunde hatte er nach ihr geschickt. Baribas war sicher nicht der Schnellste, doch langsam könnte er mit seiner Tochter auftauchen. Das Gesicht des Vincus spiegelte keine seiner Befürchtungen wider, still und würdevoll strahlte er die Ruhe aus, die ihn zu dem gemacht hatten, der er war. Ein glänzender Politiker und Führer, der andere inspirieren und zu Taten bringen konnte, die diese selber nicht für möglich gehalten hätten. Aber auch jemand, der vorne lächelte und ohne mit der Wimper zu zucken seine Feinde hinten herum erledigen konnte, ohne dass diese merkten, woher der Schlag kam.

Erst aber tauchte Naxbil auf, den er nicht erwartet hatte. Vincus bemerkte ihn bereits von Weitem, hörte seine übertrieben lauten Schritte und fragte sich, ob er sich

wirklich so undeutlich ihm gegenüber ausgedrückt hatte. Die Einladung war zwar erfolgt, doch in der seichtesten Form, die jeder Nocturn von Rang sofort als Ausladung verstanden hätte. Nur nicht Naxbil, der anscheinend noch nicht genug angerichtet hatte. Als sich die schwere Holztür öffnete und Vincus seinen Sohn erblickte, diesen albernen Aufzug, sein Gehabe, verlor er für einen Bruchteil einer Sekunde die Herrschaft über seine Gesichtszüge. Der Hass, der in ihm brannte, nahm ihn für diesen Augenblick gefangen. Niemand, außer Naxbil, bemerkte es, der zusammenzuckte, denn mit einer derart starken emotionalen Reaktion seines Vaters, der so selten Gefühle zeigte, hatte er nicht gerechnet.

Naxbil verbeugte sich vor seinem Vater, der seine Fassung sofort wieder gefunden hatte. Dieser legte seine Hand auf den Kopf des Sohnes, die ehrerbietige Begrüßung vor Zeremonien, wie sie in der Gesellschaft der Nocturnen unter Familienangehörigen üblich war. Sie sprachen kein Wort, Naxbil machte danach zuerst den männlichen Gästen seine Aufwartung, Pelleus begrüßte ihn beinahe schon wie seinen eigenen Sohn, denn der Tragus gab nichts auf die Gerüchte, die über Naxbil im Umlauf waren. Pelates hingegen warte Abstand, war sich der Schwachstelle im Hause DeRoveres bewusst und ließ Naxbil durch wenige sarkastische, gut gewählte Worte spüren, dass er gedachte, die Situation zu nutzen, die ihm Naxbil ermöglicht hatte. Sein Plan stand fest, nur noch ein kleiner Schritt und die Vorbereitungen waren abgeschlossen. Zwischen den DeRoveres und Borjas würde nie Eintracht herrschen, selbst eine Zweckheirat konnte die vielen Jahre der Feindschaft nicht tilgen, soviel stand für Pelates fest. Er konnte nicht glauben, dass Vincus einen solchen Fehler begehen würde, vielleicht wurde er doch alt und sein scharfer Geist ließ ihn nach den Schicksalsschlägen der letzten Zeit im Stich. Doch Pelates war klug und kannte seinen alten Gegner zu gut, als dass er ihn jetzt, in der Stunde der Entscheidung, unterschätzen würde. Zu oft hatte ihm dieser alte Haudegen bereits einen sicher geglaubten Sieg im Parlament entrissen. Also blieb Pelates vorsichtig, ließ sich nichts anmerken und benahm sich wie der perfekte Vater des angehenden Bräutigams, denn er zweifelte keine Sekunde daran, dass die schöne Tochter des Vincus seinen brillanten Sohn Calavus dem Tölpel Gladicus vorziehen würde. Was hatte dieser einer so intelligenten Nocturnin schon zu bieten als Gewalt und Eintönigkeit?

Die Tochter ließ weiter auf sich warten. Schon wurden Livia und Domitia in das Hochzeitgemach geschickt, in der sie der Tradition gemäß für einige Zeit mit den jungen Herrschaften zusammen sein würden. Auch Ketauro Constantinus, der Ophraces, war bereits eingetroffen. Sein rotes Gewand wies ihn sofort als Priester aus, die arcinerne Schärpe, die nur die höchsten Ophraces tragen durften, deuteten auf seine Position hin. Die silberne Farbe war allein den Ophraces vorbehalten, die ihrerseits mit der göttlichen Pracht sehr sparsam umgingen und diese nur zu besonderen Anlässen trugen. Vincus hatte sicher alles in Bewegung gesetzt, um zu erreichen, dass der Ophraces heute diese und keine andere Schärpe trug. Die Väter waren jedenfalls beeindruckt, obwohl nur Pelleus dies auch offen zugab. Ketauro kannte Vincus seit seiner Kindheit, ein jetzt fülliger Lebemann, der dem Kult beigetreten war, um einen gehobenen Lebensstil leben zu können. Den Ophraces, den Priestern des Ophras, fehlte es an nichts. Früher durften sie nicht heiraten. Jetzt aber mussten sie nicht, auch wenn sie dem Geschlechtsleben frönen konnten, wie es ihnen beliebte. Und selbstverständlich wurde darüber niemals geredet, selbst die geschwätzigsten Nocturninnen hielten sich zurück, weil es bei Strafe verboten war, die heiligen Ophraces zu verleumden. Ihre Macht in der Gesellschaft war mit den Jahrhunderten stetig gewachsen, auch heute gab es kein Gesetz, keine wichtige Aktion, kein Gesetzesentwurf, denen sie nicht zustimmen mussten. Vincus' große Stärke war seine Kontrolle der Ophraces, seine treuesten Anhänger befanden sich unter der Priesterschaft des Ophras. Heikle Abstimmungen hatte er so bereits des öfteren zu seinen Gunsten entscheiden können, auch wenn er es einmal nicht geschafft haben

sollte, das Parlament zu überzeugen. Auf dieses Bollwerk seiner Macht konnte er sich noch immer stützen, auch wenn sein Einfluss unter den Adhiben, den Parlamentariern der Nocturnen, geschwunden war.

Wenn Juchata gewählt hatte, würde Ketauro an Ort und Stelle die Heirat vollziehen, eine Zeremonie, die zwei ganze Nächte dauern würde. Alles war vorbereitet, Naxbil hatte sich in eine Ecke verzogen, allein, bekam, anders als gehofft oder erwartet, kaum Beachtung. Vincus redete mit seinen Gästen, hielt das Gespräch am Laufen, um die Zeit zu überbrücken. Juchata hatte ihn noch nie warten lassen, hätte schon eine ganze Weile da sein sollen. Doch auf Baribas war Verlass, er würde die Tochter herbringen, wenn nötig mit allen Mitteln. Das war sein Auftrag. Doch Vincus bezweifelte, dass seine Tochter es so weit kommen lassen würde, zu geschickt und vorsichtig war sie, als dass sie die Situation nicht verstehen würde. Aber wo blieb sie?

Vincus entschuldigte sich für einen Moment, übertrug Ketauro die Aufgabe, die Gäste zu unterhalten, und ging selbst in Richtung der Gemächer seiner Tochter. Als er jedoch an der Treppe stand, die nach oben zum Stockwerk führte, in dem Juchata wohnte, sah er sie bereits kommen. Ihre roten Haare wehten trotz Windstille hinter ihr her, die ihn so sehr an seine Gemahlin Marletta erinnerten. Zwar hatte sie seine Statur, groß und schlank, doch die Züge waren weicher, genau so lieblich wie die Marlettas. Ihrer Mutter, seiner Frau.

Er hatte ihr nie offen gezeigt, wie sehr er sie liebte, hatte sie immer auf Abstand gehalten. Er hatte seine Gründe dafür, kannte ihre schlummernden Fähigkeiten, von denen er nicht wollte, dass sie sie je entdeckte. Jetzt aber, in diesem Moment, als sie ihm entgegen eilte, mit ihrer ganzen Weiblichkeit, entschlossen und zielgerichtet, spürte er diese tief vergrabene Liebe, die aufbegehrte. Ganz wie es seine Art jedoch gebot, kontrollierte er jede Emotion, zeigte nichts. Ganz im Gegenteil, er sah geduldig und reglos zu ihr empor.

Baribas folgte Juchata in gehörigem Abstand, konnte er doch der Jugend nicht länger folgen. Als Juchata ihren Vater erblickte, erstarrte sie für den Bruchteil einer Sekunde, fing sich aber sofort wieder. Wie immer bei öffentlichen Anlässen siezte sie ihren Vater. „Vater, vergeben Sie mir. Ich wäre schon eher gekommen, hätte ich nicht Mutters Ohrringe suchen müssen. Es fiel mir erst im letzten Augenblick ein, ich wollte sie heute tragen. Aber wie Sie sehen, sie haben sich nicht angefounden. Dabei sind sie immer in meiner Schatulle.“

Die Schatulle hatte Juchata von ihrer Mutter geerbt, sie enthielt so manches Stück, meist Schmuck, doch auch andere Sachen, deren Bedeutung Juchata nicht einmal erahnte.

„Es ist schon gut, nun bist du ja da.“ Als Vincus seiner Tochter gegenüber stand, küsste er sie vorsichtig auf die Stirn, ein seltenes Zeichen der Zuneigung.

„Wie schön sie ist, fast so groß wie ich, doch hat sie die Linien ihrer Mutter,“ dachte er. Für einen Augenblick wollte er alles absagen, fühlte, dass es nicht richtig war und nur seinem Zweck diente, doch wischte er diese leisen Zweifel weg, bevor sie zu etwas Größerem heranwachsen konnten.

Juchata nickte nur stumm, während Vincus ihre Hand nahm, sich umdrehte und den Arm hob, so dass beide mit den Händen auf Brusthöhe voran in das Hochzeitsgemach schreiten konnten. Das Gemach war für Juchatas Geschmack zu aufwendig geschmückt. Bunte Tücher hingen von der Decke, die in den Ecken des großen Raumes befestigt waren. In der Mitte stand ein arcinerner Tisch, von Kissen umzingelt, auf denen bereits die beiden Freier saßen. Überall standen prächtige Gefäße mit den teuersten Nachtgewächsen, die in allen Farben blühten und einen betörenden Duft verströmten. Juchata wich diesen Pflanzen aus, wusste sie doch um deren giftige Gefährlichkeit, wenn man ihnen zu nahe kam. Doch heute würde ihr kein

Missgeschick dieser Art geschehen.

Die Mütter hatten auf den Sitzen weiter hinten Platz genommen, saßen auf den niedrigen Liegen und tuschelten erregt miteinander als die Braut und Vincus eintraten. Wenn Juchata unsicher oder aufgereggt gewesen sein sollte, sah man es ihr nicht an. Sie schritt selbstsicher auf den erhöhten Stuhl vor dem Tisch, überragte somit alle anderen. Selbst Gladicus wirkte winzig gegen die Gestalt Juchatas auf ihrem Thron. Der General war vollständig versteinert, als sie eintrat, konnte seinen Blick nicht von ihr lassen. Er betete sie bereits jetzt an, was immer sie sagte, er würde gehorchen. Calavus hatte den Kopf zur Seite gelegt, seine Lippen spielten mit einem Lächeln, das schlecht einzuschätzen war, vielleicht heimtückisch, vielleicht ironisch, eventuell aber auch erfreut. Er beherrschte das Mienenspiel bereits wie ein Alter, nur hin und wieder zeigte er sein wahres Gesicht. Juchata konnte er nicht täuschen.

Bevor sie sich setzte, schaute Vincus ihr nochmals kurz in die Augen.

„Was ich dir eigentlich sagen will, kann ich dir nicht sagen. Tue heute das Richtige, was immer das auch sein mag. Vielleicht bin ich ein alter Narr und du tust recht daran, abzulehnen, was ich dir vorgesetzt habe. Wer weiß das schon. Wenn nicht, verzeih mir. So weit sind wir gekommen, so viel steht auf dem Spiel, doch die Schuld kannst du mir nicht nehmen. Was immer heute geschieht.“ Vincus sagte nichts, dachte nur, sein Blick intensiv, seine grauen Augen hart wie Stahl.

Juchata nickte kurz als hätte sie ihn gehört, seine intimsten Gedanken gelesen. Es war ihr Vater, der den Blick mit ihr brach, nur durch ein Blinzeln und Juchata war sich später nicht sicher, ob es stimmte, was sie beobachtet hatte. Vincus schaute auf die Szene vor ihm, die erwartungsvollen Gesichter ruhten auf ihm. Dann sprach er die Worte in Noctus, der alten Sprache der Vorfahren und eröffnete damit die Zeremonie. Jetzt kam Ketauro hinzu, der gewartet hatte, bis Vincus fertig war. Auch er sprach dieselben Worte in der antiken Sprache, die kaum noch jemand verstand. Sie gaben der bevorstehenden Zeremonie etwas Feierliches, etwas, das höher und damit reiner war. Uralte Traditionen, die sie schon so lange ausführten, dass sich ihr Sinn verwässert und aufgelöst hatte. Doch Ketauro wich ab, nur Nuancen und ein unwissender Nocturn hätte kaum verstanden. So wählte Ketauro statt des Wortes „Resnja“, das Liebe bedeutete, den Begriff „Resnjasata“, der eher Freundschaft, im anderen Kontext aber auch Feindschaft bedeuten konnte. Zweifellos hatte Vincus seine Hand im Spiel, eine letzte Botschaft an sie?

Juchata konnte jeder Silbe folgen, denn sie sprach Noctus. Calavus sicher auch und sie wusste, dass auch er verstanden hatte, was Ketauro, der es wie kein Zweiter verstand, Vincus zu unterstützen und blind zu verstehen, hatte sagen wollen. Selbst wenn es eine Nachricht an sie war, regte sich Widerstand in ihr. Sie hatte es nicht nötig, so gegängelt zu werden und ihre gefürchtete Wut stieg in ihr auf. Juchata schüttelte leicht den Kopf, ihre roten Locken kamen in Wallung, womit sie alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie ärgerte sich bereits über diese Regung und nahm sich vor, ab jetzt nicht mehr zu reagieren. So wie ihr Vater es sie gelehrt hatte. Dann verstummten die Worte, sie hallten jedoch noch lange im Raum nach, was Juchata und wer weiß noch wer spürte. Dann verließen Vincus und Ketauro das Gemach. Die Mütter reichten der Tradition folgend Erfrischungen, herrliche Speisen aus Nakreet, aber auch Früchte von den Bäumen der Felder, die kaum noch trugen, bedienten die Drei, bevor auch sie, nachdem sie die besten Wünsche ausgesprochen hatten, das Zimmer verließen.

Vincus und Ketauro versiegelten den Saal. Flüssiges Arcin wurde in eine Einrichtung an der Tür gegossen, noch bevor es erhärtete, presste Vincus seinen Siegelring darauf. Sofort erstarrte das Metall. Ketauro beschwor den Fluch, der jeden treffen sollte, der es wagte, das Siegel zu brechen. Nur Juchata durfte es tun, aber erst, wenn sie ihre Wahl getroffen hatte. Oder sie eine Wahl ablehnte.

Dann waren Juchata, Gladicus und Calavus allein. Keiner wagte zu sprechen, die Stille erschien allen beinahe unerträglich. Gladicus war der Erste, der sich rührte, allerdings anders, als er sich vorgestellt hatte. Aus lauter Nervosität griff er eines der Häppchen, doch viel zu hastig, so dass es in hohem Bogen durch die Luft flog und mit einem sanften Klatschen auf den nackten Boden fiel. Juchata lachte laut auf, während Calavus die Stirn runzelte.

Gladicus sprang auf und versuchte, das kleine Ungeschick zu beseitigen.

„Lass gut sein, Gladicus, das machen später die Diener. Es ist in Ordnung, wir sind alle nervös. Mach dir nichts daraus.“ Freundlich lächelte Juchata Gladicus zu, der sich dadurch beruhigte und selbst langsam ein entspannteres Lächeln zeigte. Das gefiel Calavus nicht, doch sagte er nichts, seine Miene jedoch verriet Hohn und Spott für seinen Konkurrenten, denn er spürte, dass der General ihm nicht gewachsen war. Gladicus hatte Mut gefasst. Zwar fühlte er sich auf dem Schlachtfeld sicherer, zog sogar den ärgsten und kräftigsten Feind dieser Situation vor, doch war es jetzt nicht zu ändern.

„Was machen wir jetzt? Juchata, wen von uns willst du wählen?“

Die direkte Art des Soldaten gefiel Juchata, der schmachvolle Blick des Kriegers erinnerte sie jedoch daran, dass sie diesen Nocturn niemals würde respektieren können.

Calavus mischte sich ein, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. „Warum die Eile, mein Freund. Lasst uns erst mal tafeln und etwas reden. Danach ist für wichtige Entscheidungen immer noch Zeit.“

Beide Freier sahen Juchata an, die jetzt nachdenklich auf ihrem Thron hin und her rutschte.

„Calavus hat recht“, sie bereute diese Worte in dem Moment, in dem sie sie sagte, denn einen Gegner wie Calavus baute man nicht auf. „Ich habe noch nicht entschieden und um ganz ehrlich mit Euch zu sein, ich brauche auch noch etwas Zeit. Lasst uns reden. Vielleicht hilft das.“

Gladicus schaute auf den Boden, das war nicht sein Terrain, zu schlüpfrig und ungewohnt. Calavus hingegen schien bester Laune.

„Gladicus, mein Freund, warum so trübsinnig? Jetzt sind wir hier beisammen, warum nicht ein wenig Spaß haben und unsere Gesellschaft genießen? Oder bist du etwa unzufrieden mit uns?“

„Das ist es nicht. Ich mag euch beide.“ Juchata glaubte ihm das sogar, denn sie hielt den Kämpfer für einen einfachen und aufrichtigen Nocturnen, der keine Erfahrung mit Täuschungen und Lügen hatte. Er fuhr fort.

„Ich weiß, ich bin nicht der beste Redner. Juchata, bitte wähle mich, ich liebe dich, habe dich bereits geliebt, als wir uns das erste Mal sahen.“

Dieser Ausbruch traf Juchata, obwohl sie auf die direkte Art des Soldaten vorbereitet war.

Calavus kam ihr zuvor.

„Also, mein Freund, ich bitte dich. Nun lass sie doch in Ruhe. Sie wird sich schon entscheiden und wird das Beste tun. Sie muss an vieles denken, glaube mir. Liebe steht dabei nicht gerade an erster Stelle. Denke an ihren Vater, der faktisch ohne Sohn einen Erben finden muss. Niemand weiß zwar genau, was geschehen ist, doch es muss ja einen Grund dafür geben, warum Juchata als **Erste** heiratet.“

„Lass meinen Bruder aus dem Spiel“ Juchata fuhr auf, fauchte Calavus an, der nicht zurück wich.

„Meine Liebe, ich spreche doch nur die Fakten aus. Natürlich weiß ich nichts, reime mir nur zusammen, was geschehen sein könnte. Also nichts für ungut. Du wirst richtig wählen, davon bin ich überzeugt. Es steht so viel mehr auf dem Spiel als nur Liebe oder das, was man im Allgemeinen dafür hält.“

„Ach so, und was wäre das zum Beispiel?“

„Auch wenn es dich ärgert, das Fortbestehen der Familie DeRovere hängt von deiner

Entscheidung ab. Also musst du die Richtige treffen. Mehr sag ich nicht, alles andere wird sich dann zeigen.“ Selbstsicher spielte Calavus mit seinem spitzen Kinn, der seinem Gesicht auch ohne Ausdruck eine höhnische Fratze verlieh. Seine glatten langen Haare umspielten sein ebenmäßiges Gesicht, das man als schön bezeichnen konnte. Welch ein Gegensatz zur runden, fast bäuerlichen Visage des Gladicus, der seinem Vater so sehr ähnelte.

„Du scheinst ja zu wissen, was die richtige Entscheidung wäre. Teile doch deine Weisheit mit uns.“ Juchata wurde immer wütender, Gladicus war die Situation bereits peinlich und er zog sich so weit er konnte zurück. Ein Riese, der sich klein machte wie ein winziges Tierchen und es schaffte, seine körperliche Präsenz auf ein Minimum zu reduzieren.

„Meine Liebe, das liegt doch auf der Hand. Ich muss es dir nicht sagen, aber ich denke, du kommst selbst darauf. Dein Vater braucht einen würdigen Nachfolger und das ziemlich schnell. Schau dich um, es liegt so klar und offen vor uns wie diese....ja... diese Kuachti.“ Er zeigte auf die bittere Frucht, die zwar selten war, doch kaum jemandem schmeckte.

Juchata wusste, dass Calavus recht hatte. Den Hinweis auf die bitterste aller Früchte hatte sie verstanden. Doch seine Arroganz war noch größer als sonst und sie hasste ihn dafür. Noch mehr jedoch hasste sie ihren Vater, der sie in diese Situation gebracht hatte. Sie steckte in der Klemme, denn plötzlich wurde ihr das Spiel ihres Vaters bewusst. Die Familie des Gladicus würde Vincus immer unterstützen, egal, was heute geschah. Die Borjas jedoch wären ein neuer, aufstrebender Verbündeter, alte Gegner der Familie, die Allianz würde Vincus neuen Auftrieb geben. Ihr Vater hatte sie betrogen, denn eigentlich hatte sie keine Wahl. Calavus kannte das Spiel und war sich seiner Sache so sicher, dass er die aggressivste Form der Unterhaltung gewählt hatte: Ehrlichkeit. Und die war kaum zu ertragen. Aus seinem Mund klang es auch beinahe wie eine Drohung. Doch Juchata hatte er unterschätzt, vielleicht weil er sie nur von Berichten anderer kannte. Sie war keine Nocturnin, die mit sich spielen ließ, auch ihre Familie hatte dazu kein Recht.

Trotzdem fühlte sie ihre Pflicht, neigte den Kopf und schwieg.

„Wir wollen speisen.“ Juchata musste Zeit gewinnen, in der Hoffnung, dass ihr doch noch ein Ausweg einfiel.

Calavus lächelte siegesgewiss. Die Zeit spielte für ihn und er wusste es.

Gladicus hatte nicht viel verstanden, machte sich jetzt relativ entspannt über die Köstlichkeiten her. Die bewundernswerte Naivität beschützte ihn davor, im tiefsten Innern verletzt zu werden.

Juchata und Calavus ließen sich kaum aus den Augen, ihre Blicke waren hasserfüllt, seine einfach nur eiskalt. Und doch spürten beide eine Anziehung, die sie noch nie in ihrem Leben gespürt hatten.

Es war trotzdem ein ungleiches Spiel, denn die Machtverhältnisse schienen eindeutig. Beide wussten es. Nur einer erfreute sich an der Situation.

Vincus hatte das Gespräch von seinem Guckloch im Nebenzimmer aus verfolgt, während Ketauro die Gäste unterhielt. Er wusste, dass Juchata sein Spiel jetzt verstand. Die Wahl war keine, er wunderte sich nur, dass sie es vorher noch nicht durchschaut hatte. Er rechnete damit, dass sie sich noch ein wenig zieren würde, doch im Grunde konnte er beruhigt sein. Das erste Mal in dieser Nacht erlaubte er sich ein leises Lächeln, das nach einer Sekunde erstarb. Wieder wurde er sich bewusst, was er seiner Tochter antat. Das wäre alles nicht notwendig gewesen, wenn Naxbil ihn nicht verraten hätte. Sein Sohn hatte sich still und leise wieder entfernt, niemand hatte Kenntnis von ihm genommen. Es war so als hätte er nicht existiert. Dass Naxbil für alle Zeiten erledigt war, wusste auch Vincus, denn die elitäre Gesellschaft ignorierte ihn bereits und strafte ihn mit Nicht-Achtung. Vincus würde sich eines Tages mit der

Zukunft seines ältesten Sohnes auseinandersetzen müssen, was eine unangenehme Geschichte werden würde. Vielleicht ein Posten in der Armee, um ihn einige Jahre in den Kasernen verschwinden zu lassen oder sogar das Amt eines Ophraces, auch wenn das trotz seines Einflusses ungleich schwieriger zu bewerkstelligen sein würde. Vincus schob diese Gedanken davon, das hatte Zeit. Im Moment brannte es an anderer Stelle. Er schaute wieder durch das Guckloch, noch immer war keine Entscheidung gefallen. Also lehnte er sich zurück, stand nach einer Minute auf und ging wieder in den Aufenthaltsraum, in dem sich die Familien aufhielten. Seine Abwesenheit war kaum aufgefallen, denn Ketauro hatte eine der alten Geschichten aus seiner Zeit vor der Weihung erzählt, die immer gut ankamen und mit jedem Erzählen einige Details hinzugewannen. Vincus atmete auf und hörte seinem alten Freund zu, ließ sich von seinen Abenteuern gefangen nehmen und vergaß für diese Zeit alle Sorgen. Es war ein kleiner Urlaub von der Wirklichkeit, den alle ab und an gut gebrauchen konnten.

Kapitel 4

Naxbil war wutentbrannt in sein Gemach gestürzt, hatte sich die festlichen Gewänder vom Leib gerissen und rannte nun in einfacher Kleidung auf und ab. Tränen der Wut standen in seinen Augen, Wut auf seinen Vater. Und auf seine Schwester, die ihm das Erbe stahl. Wut auch auf die Arroganz der anderen Familien, die ihn ignoriert hatten. Seine Hoffnung auf Aufmerksamkeit war nicht erfüllt worden, seine Anwesenheit hatte niemanden in Verlegenheit gebracht. Alle waren nur erstaunt gewesen, ihn zu sehen, hatten sich damit jedoch nicht lange aufgehalten und ihn wie Luft behandelt. Am liebsten wäre er zurückgekehrt und hätte einen nach dem anderen abgeschossen. In voller Erregung griff er nach seiner Aphille, die direkt neben seinem Spiegel hing. Der lange Lauf aus dunklem Holz lag warm in seiner Hand, die Bolzen mit den stählernen Klingen, die noch nie das Fleisch eines Nocturnen, sondern immer nur wilde Acti gekostet hatten, starrten ihn voller Härte an als wollten sie ihn ermutigen, sich zur Wehr zu setzen. Oder ihn verspotten. So erblickte er sich im Spiegel, die kunstvolle Waffe in der Hand, sein verzehrtes Gesicht, das fratzenartig und lächerlich aussah. Es verstärkte noch seine Wut und mit einem heftigen Schlag mit der Aphille zerschmetterte er den Spiegel, der in Tausend Stücke zerbarst.

Beinahe hätten die Scherben Naxbil verletzt, denn durch die Größe des Spiegels hagelte es Splitter, die beinahe den Sohn des Vincus erreichten, der erschreckt zurückwich. Wie aus einer Trance erwachte er jetzt, beschaute sein Werk und heulte kurz auf. Wie alles in dem Zimmer war auch der Spiegel ein antikes Stück gewesen, welcher so alt war, dass er beinahe schon ein eigens Leben besessen hatte. Traurig starrte ihn der leere Rahmen an, die geschnitzten burlesquen Figuren tanzten immer noch, doch nicht mehr um den Spiegel herum, sondern nur noch für sich, was ihnen ein sonderbar unnützes Aussehen verlieh. Es kam Naxbil so vor als drehten sie sich nach ihm um, schauten ihn vorwurfsvoll an, einige wollten ihm sogar drohen. Rasch wich Naxbil ein weiteres Stück zurück, nahm seinen Umhang und floh aus dem Zimmer.

Auf der Treppe nach unten schaute er nochmals nach oben, wo die ehrenwerte Gesellschaft auf die Entscheidung seiner Schwester wartete. Noch war es nicht so weit, denn sonst würde es oben lauter zugehen. Er lief rasch hinab, trat über die prachtvolle Aufgangstreppe, die mehrere Phrakten breit war, in den Empfangssaal, der selbst für nocturne Verhältnisse düster vor ihm lag. Der rote Teppich hatte bereits bessere Tage gesehen, doch aus irgendeinem Grund hatte ihn Vincus noch nicht ersetzt, was schließen ließ, dass es einen guten Grund dafür gab. Naxbil hielt sich mit dieser Frage nicht lange auf. Er durchschritt die Halle und ging links auf eine Seitentür zu. Durch das riesige gotische Eingangsportal wollte er nicht gehen, schon weil sich

die vier Phrakten hohe Tür so schwer öffnen ließ. Der einfache Seitenausgang erfüllte jetzt ebenso seinen Zweck.

Draußen sog Naxbil die kühle Nachtluft ein. Vor ihm lag der verwilderte Garten, auf den Vincus ganz offensichtlich keinen Wert legte. Marletta, Naxbils Mutter, hatte den Garten gepflegt und so manches unheimliche Kraut angepflanzt, das jetzt wie außer Rand und Band wucherte und beinahe die Wege versperrte. Nur der Hauptweg war frei, denn Baribas schlug einmal im Monat alles kurz und klein, was in den Weg zu wachsen wagte.

Der Mond schien und leuchtete Naxbil den Weg. Hier draußen vor den Toren der Stadt war es immer ruhig, nichts zu spüren von der Bewegung, die in der Oberstadt herrschte. Heute, nach diesen Ereignissen, stand Naxbil der Sinn nach etwas Verbotenem. Die Unterstadt, der Ort, an dem die Namenlosen lebten, der Stand der Nocturnen, der in Elend existierte und deshalb geächtet wurde. Sie hatten keine Stimme im Parlament, wurden seit Jahrhunderten unterdrückt und vom eigenen Volk nieder gehalten. Wer in diese Welt der Namenlosen geboren wurde, hatte keine Chance auf ein gutes Leben, musste in den verdammten Gettos der Unterstadt sein Dasein fristen. Seit Jahrhunderten führten die oberen Schichten einen ungerechten Krieg gegen die Töchter und Söhne der Namenlosen, die deshalb so hießen, weil sie keinen ehrwürdigen und alten Nocturnen-Namen trugen, sondern nur einen Vornamen. Das Heer existierte nur aus dem Grund, um den Namenlosen alle paar Monate einzubläuen, dass es Nocturnen gab, die sie beherrschten. Dabei bildeten die Namenlosen das Rückgrat der Gesellschaft. Zu allen möglichen Tätigkeiten wurden sie herangezogen, mussten auf den Feldern arbeiten, wenn die Ernte anstand oder als Bauarbeiter dienen, wenn das Parlament Baumaßnahmen beschlossen hatte. Das alles für wenig Lohn und noch weniger Anerkennung.

Naxbil hatte sich schon sein Leben lang zu diesen Rechtlosen hingezogen gefühlt, nicht dass er sie nicht wie jeder Hochgeborene verachtete, sondern weil er die ungezwungene Art, die die meisten Namenlosen in sich trugen, bewunderte. Der Tod konnte immer kommen, jederzeit, denn ein Namenloser musste zu jeder Stunde befürchten, von einem Hochgeborenen grundlos umgebracht zu werden. Das führte dazu, dass die Namenlosen ohne Scham und Hemmung lebten, denn was half es schon zu warten? Zwar gab es in regelmäßigen Abständen Aufstände, die jedoch allesamt mit äußerster Brutalität niedergeschlagen wurden, so dass jede Hoffnung auf Gerechtigkeit seit Jahrhunderten ausgewischt und vergessen war. Diese Aufstände waren nur ein Mittel der Hoffnungslosen, durch den Tod von ihrem erbärmlichen Schicksal erlöst zu werden.

Naxbil war bereit für die Vergnügungen der Nacht. Vergnügen, die nur die Hoffnungslosen empfinden konnten und die er aus diesem Grund immer öfter suchte. Vorher musste er noch bei seinem Freund Mintros vorbeigehen, der als Einziger von seinen verbotenen Ausflügen wusste. Seine Kleidung war zu auffällig, er musste sich kleiden wie ein Namenloser, die nur bestimmte Gewänder tragen durften. Aus Angst vor Entdeckung bewahrte Naxbil diese Gewänder bei Mintros auf, der allein lebte und daher nicht Gefahr lief, von anderen entdeckt zu werden. Das wäre der Sargnagel in seinem Leben, wenn herauskäme, dass er sich in der Unterstadt aufhielt.

Wahrscheinlich würde man ihn zwingen, selbst als Namenloser zu leben, mit ihm auch seine ganze Familie. Doch niemand wusste von seinem Schattenleben und er wischte sämtliche Zweifel weg, indem er sich einredete, dass er Abwechslung brauchte.

Er sattelte eine Megantenstute und ritt die kurze Strecke in die Oberstadt zu Mintros, seinem Freund aus Kinderzeiten. Der verstand ihn sofort, war einer seiner ältesten Freunde der Familie. Sogar die Schande seiner Hochzeit hatte Naxbil mit ihm geteilt. Er vertraute Mintros alles an. Ohne viele Worte brachte dieser ihm die Torgu, das einfache Gewand der Namenlosen. Naxbil streifte sie über, schaute in den Spiegel und mochte den Anblick ebenso wie dem vor einigen Stunden, als er in den buntesten

Gewändern umherflaniert war.

Mintros' Haus hatte noch einen entscheidenden Vorteil, barg ein Geheimnis, das niemand außer den beiden Freunden kannte. Ganz unten, in den tiefsten Kellern, die nie jemand betrat, in der dunkelsten Ecke, befand sich ein riesiger Stein, der unbeweglich aussah, so schwer schien er. Durch Zufall hatten die beiden Freunde, als sie noch Kinder waren, bemerkt, dass sich dieses Monstrum ganz leicht zur Seite schieben ließ. Was sie dahinter entdeckten, war wohl der Traum eines jeden Kindes, das noch den Abenteuerer in sich spürt. Sie entdeckten ein uraltes Tunnelsystem, das sie auf verschlungenen Wegen mitten in den Berg unter der Oberstadt hineingeführt hatte.

Es handelte sich um ein ausgeklügeltes Straßensystem samt Gebäuden einer längst versunkenen Kultur, die hier vor vielen Jahrhunderten existiert haben musste. Das Wissen um ihre Existenz war in den Fluten der Zeit versunken, niemand ahnte von dieser Stadt unter der Stadt. Es mussten Höhlenmenschen von großer Geschicklichkeit und Intelligenz gewesen sein, denn die Tunnel waren fein säuberlich aus den Felsen geschlagen. Bereits in jungen Jahren hatten Naxbil und sein Freund hier gespielt, doch war diese Stadt so groß, dass sie sie nie ganz auskundschaften konnten. Vor einigen Jahren dann hatten sie den Tunnel entdeckt, der direkt in die Unterstadt führte. Damals, sie waren noch Jugendliche, hatten sie sich noch vor Ausflügen in den verbotenen Teil der Stadt gefürchtet, doch mit der Zeit waren sie immer mutiger geworden und hatten sich schließlich getraut, die verbotene Welt der Namenlosen zu betreten. Um nicht aufzufallen, hatten sie geschickt vorgehen müssen. Sie durften nicht erkannt werden, denn die Namenlosen, so harmlos sie auch waren, galten als die Todfeinde der Hochgeborenen der Oberstadt. Bald schon hatten sie Möglichkeiten gefunden, sich inkognito unter die Namenlosen zu mischen. Ein glücklicher Zufall war ihnen zu Hilfe gekommen und hatte ihnen die verbotenen Gewänder, einige Torgus, in die Hände gespielt. Ab diesem Zeitpunkt war es einfach gewesen, denn sie sahen so aus wie alle anderen.

Ein wesentlich größeres Problem waren die ständigen Kontrollen der Armee gewesen. Auf einem ihrer ersten Ausflüge wären sie beinahe entdeckt worden, nur zufällig brachen die Soldaten ihre Durchsuchung ab, kurz bevor Naxbil und Mintros an der Reihe gewesen wären. So hatten sie lernen müssen, sich wie die Namenlosen vor den ständigen Kontrollen der Armee in der Unterstadt zu verstecken, kannten die verschlungenen Gassen und dunklen Ecken, die unbekanntes Bars hinter den fensterlosen Gebäuden, in denen die wüstesten und ungehemmtesten Feste stattfanden und wo sie sich beinahe unbehelligt verstecken konnten. Dort, in den finstersten Ecken der Stadt, die selbst die Hochgeborenen nicht kannten, hatten Naxbil und Mintros schon früh das gefunden, wovon junge Nocturnen meist nur träumten. Hier gaben sich die Namenlosen gänzlich ihrer Lust hin, kannten dabei keine Grenzen. Am Anfang war es ein Schock gewesen, bei den ersten Begegnungen mit Nocturninnen waren sie beide noch zurückhaltend und unerfahren gewesen, was sich sehr schnell änderte. Im Laufe der Zeit hatten die Freunde genauso wie die Namenlosen sämtliche Hemmungen verloren, hatten Erfahrungen gesammelt und Dinge getan, die in der Oberstadt, ihrer Heimat, bei Strafe verboten waren. Vielleicht hätte man damit das Verhalten Naxbils erklären können, das ihn in der Stunde des Heiratsrituals sämtliche Realitätsnähe hatte abhandeln kommen lassen. Unbewusst war er seinen Instinkten und Lüsten gefolgt, hatte vergessen, wo die Grenzen lagen. Im Grunde konnte er sich nicht mehr vorstellen, eine normale Beziehung mit einer Hochgeborenen zu führen. Er kannte die sexuellen Ausschweifungen mit namenlosen Nocturninnen, wusste, wie es war, wenn er sich mit allem hingab, ohne die kontrollierte Hemmung der Gesellschaft.

Er stieg mit Mintros zusammen in den Keller des Hauses, in dem sich hinter einem alten Schrank der riesige Stein – der Zugang zu den Wegen zur Unterwelt - befand. Es

war ein unscheinbarer Fels an der Wand, den Mintros nur schützte, in dem er dieses alte Möbel davor gestellt hatte. Somit blieb der Eingang unscheinbar und niemand hatte je Verdacht geschöpft. Seit Mintros' Eltern sehr früh gestorben waren, lebte er allein im Haus, schon aus diesem Grund war das Geheimnis der Freunde kaum in Gefahr. Nach vielen Jahren der Erkundungen waren die beiden sicher, dass dieser Zugang der einzig übrig gebliebene zur Oberstadt war, denn trotz vieler Stunden und Nächten der Suche hatten sie keine weiteren Öffnungen finden können.

Naxbil ging heute allein, selbst die Gesellschaft seines Freundes konnte er nicht ertragen. Langsam stieg er in das Gewölbe unter dem Haus hinab, von dem aus es mehrere Wege gab. Er kannte die Richtung, hatte diese Straßen unzählige Male beschritten. Aufrecht konnte er laufen, denn die Tunnel waren hoch. Der helle Sandstein, aus dem sie herausgeschlagen waren, hatte sich in den Jahrhunderten dunkler verfärbt. Der Duft des Alters hing schwer in der Luft. Überall in den Tunneln waren die Einstiege zu den Wohnungen der Wesen der vergangenen Kulturen, es gab riesige Hallen und Plätze, sorgsam verschönert durch Verzierungen aller Art. Geheimnisvolle, schwunghafte Schriftzeichen einer längst vergessenen Sprache prangten vor allem über den Eingängen und machten das Mysterium der Vergangenheit vollkommen.

Naxbil interessierte das alles nicht, er schritt rasch voran, auf geradem Wege zur Unterstadt der Namenlosen. Jetzt musste er unter den Toren sein, die schwer bewacht die beiden Bereiche – Ober – und Unterstadt - trennte, unpassierbar für die, die nicht passieren durften.

Die gesamte Unterstadt war von einer Zyklopenmauer umgeben. Harter Granit, der phraktenhoch aufgetürmt und ohne Zement oder Mörtel so perfekt gearbeitet war, dass keine Messerklinge zwischen die Ritzen passte. Auch das war eines der Geheimnisse der Vergangenheit, denn wer diese Mauer vor Urzeiten errichtet hatte, wusste niemand. Sie erfüllte ihren Zweck, als sich die Gesellschaft der Nocturnen geteilt hatte und die Namenlosen sich in dieses Getto der Unterstadt pferchen mussten, wo die Hochgeborenen sie gut kontrollieren konnten. Ein unentrinnbarer Ort, eng und düster, voller Sorge und Hoffnungslosigkeit.

Naxbil ging langsam durch die Säle des Höhlensystems. Hier unten war es völlig still. Er genoss die Ruhe für einen Moment, denn gleich würde er in einen Tumult stürzen, den Nocturnen in der Oberstadt niemals für möglich halten würden. Er näherte sich seinem Ziel, dem Ausgang. Trotz aller Enge in der Unterstadt hatte noch niemand den Eingang zum Tunnelsystem gefunden. Er lag gut versteckt direkt am unteren Ende der Stadt, an der unüberwindbaren Mauer. Auch hier lag ein riesiger Fels, scheinbar so gewaltig und fest, dass sich niemand je die Mühe gemacht hatte, ihn zu bewegen. Vorsichtig schob Naxbil den Stein nach vorne, späte hinaus. Niemand war dort, denn es gab keinen Grund, sich in diese finsterste Ecke der Stadt zu verlieren. Er verschloss den Eingang wieder, der nicht zu erkennen war, es blieb ihm nur wenig Platz zwischen dem Felsen und der Mauer. Dann stand er auf einer immer noch schmalen Gasse, der Lärm der Unterstadt drang bis zu ihm hervor.

Naxbil fegte den Staub von seiner Torgu, jetzt konnte die Nacht für ihn beginnen. Er fühlte sich wie neu geboren, nichts belastete ihn hier unten. Niemand interessierte sich dafür, wer er war oder was er getan hatte. Es war eine Form der Freiheit, die ihn mit den Namenlosen auf eine Stufe stellte, deren Recht auf Vergnügen er jetzt voll auskosten wollte. Auf den düsteren Straßen tobte das Leben. Da zurzeit keine öffentlichen Aufgaben für die Hochgeborenen zu erledigen waren, befand sich fast jeder Namenlose in der Unterstadt. Naxbil blickte auf die gleiche Rasse, aus der er auch stammte. Nur sah sie anders aus. Noch blasser, die meisten von der Armut ausgezehrt. Viele waren verstümmelt, durch Unfälle auf den Baustellen fehlten Arme und Beine. Auch Krankheiten hatten ihren Zoll gefordert, besonders die gefürchtete

Yochratis, bei der sich die Augenhöhlen entzündeten und, unbehandelt, unweigerlich zum Verlust der Augäpfel führte. Viele Blinde liefen in den Straßen umher, umsorgt von den Sehenden. Naxbil wunderte sich immer über diese Form des Zusammenhalts, denn wenn jemand in der Oberstadt so krank würde und betteln müsste, wurde er selten beachtet, meist wegen seiner Schwäche von denen ausgelacht, die sich insgeheim vor der Krankheit am meisten fürchteten.

Das Schicksal der Einzelnen jedoch schien hier aufzugehen in etwas Größeres, auch wenn er sich wenig für die Gesellschaft in der Unterstadt interessierte. Eines jedoch liebte er: die Anonymität, die hier unten herrschte. Jeder ließ jeden gewähren, urteilte nicht, somit konnte sich auch Naxbil frei bewegen, ohne dass ihn jemand zur Rechenschaft zog. Wäre es anders gewesen, hätte Naxbil dieses Doppelleben niemals führen können. Er kannte ein Haus der besonderen Art, auf das er jetzt ohne zu zögern zusteuerte. Hier trafen sich die besonders Jungen, die allerdings auch hier schon die Reife der Jahre in ihren Gesichtern trugen. Er wirkte trotz der Tatsache, dass er etwas älter war, ausgesprochen jugendlich, was ihm half, auch hier das zu bekommen, was er wollte. Er spendierte großzügig einige Arcinmünzen, die die namenlosen Nocturninnen zu Höchstleistungen anspornten. Doch gab er niemals zu viel, denn das hätte ihn unweigerlich verraten. Als er an dem Haus angelangt war, blieb er kurz davor stehen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, der ihn immer überkam, wenn er dort stand. Es war ein unscheinbares, windschiefes Gebäude, weit abseits der Hautstraße, wohin sich kaum noch ein Nocturn verirrte, wenn er nicht direkt danach suchte. Der Putz fiel bereits von den Wänden und die Fenster waren durch zentnerschwere Steine vermauert. Hätte er es nicht besser gewusst, wäre Naxbil weiter gelaufen, in der Annahme, dass hier sicher niemand wohne. Doch das war ein Trugschluss. Er klopfte dreimal leise an die knorrige, mit Eisen beschlagene Holztür. Geräuschlos öffnete sich eine winzige Luke, die kaum größer als einige Recken war. Naxbil griff in seinen fast leeren Geldbeutel und warf eine einzige Münze hinein, für einen Namenlosen ein halbes Vermögen. Er hörte, wie das Geldstück auf den harten Boden aufschlug. Jemand bewegte es dort hin und her, als wenn er kontrollierte, ob es auch echt sei. Dann wieder Stille. Nichts rührte sich. Naxbil kannte das Spiel, er wusste, dass er nun eine Minute warten musste. Er war sicher, dass er beobachtet wurde. Nach einer kleinen Ewigkeit knarrte es mächtig und die Tür öffnete sich einen Spalt weit. Naxbil schob sie vollends auf. Niemand befand sich dahinter. Schon lange fragte er sich nicht mehr, wer hier eigentlich den Türsteher mimte. Er trat ein, diesmal schloss sich die Tür lautlos, kein Knarren oder Ächzen. Durch einen langen Korridor lief er in das Haus hinein, kam in ein Vorzimmer. Dort streifte er die Torgu ab, war bereits sichtlich erregt von der Vorfreude. In dem Raum hingen an alten, hölzernen Haken bereits sicher drei Dutzend Torgus, ein gutes Zeichen, denn das Haus war gut besucht. Das Schöne an der Geschichte war, dass immer mehr Nocturninnen anwesend waren als Nocturnen. Warum wusste er nicht und es war ihm auch einerlei. Denn das führte immer zu Möglichkeiten, die Naxbil besonders mochte. Hier konnte er seine intimsten Leidenschaften ausleben. Hier geschahen Dinge, die bei den Hochgeborenen mit den übelsten Strafen belegt wurden. Eigentlich war es ein Wunder, dass seine drei Bräute überhaupt noch auf freiem Fuß waren, nachdem er sie zu diesen Handlungen gezwungen hatte. Gerade weil er sicher war, dass zumindest eine von ihnen die verbotenen Spiele genossen hatte. Jetzt trat er ein in die hinteren Gemächer, die seiner Berechnung nach alle in den Kellergewölben liegen mussten. Er brauchte nicht lange zu suchen, bis er fand, was er wollte.

Kapitel 5

Vincus spähte noch immer durch das Guckloch in das Zimmer nebenan. Er hatte den

Standort schlecht gewählt, denn er konnte kaum ein Wort verstehen, sah die Drei aber lebhaft diskutieren. Allein die Tatsache, dass es bereits Stunden her war, seit er den Raum versiegelt hatte, deutete darauf hin, dass Juchata sich noch lange nicht entschieden hatte. Wusste sie wirklich, was zu tun war? Er hatte fest damit gerechnet, dass sie spätestens jetzt verstanden haben müsste. Er war sich sogar völlig sicher. Warum also zog sie das Unvermeidliche so sehr in die Länge? Nachdenklich nippte der Alte an seinem Wasserglas. Miesta hatte er nicht angerührt, da er spürte, dass er in dieser Nacht noch alle seine Sinne brauchen würde. Auch die Mitglieder der anderen Familien waren nicht mehr so entspannt wie am Anfang der Nacht. Selbst dem alten General Pelleus, der in so vielen Schlachten mit den Namenlosen sein Leben riskiert hatte, merkte man die Nervosität an. Er trank ein Glas Miesta nach dem anderen und langsam verlor er die Kontrolle über seine Zunge, die ganz offensichtlich immer schwerer in seinem Mund lag und nur noch selten seinen Befehlen gehorchte. Während Pelleus sich auf diese Weise Entspannung verschaffte, trank Pelates ebenfalls nur Wasser. Seine Nervosität zeigte sich nur durch das stärkere Lispeln, ein untrügliches Zeichen für Anspannung, das Vincus sofort bemerkte. Es war einer der Gründe, warum sich Pelates bei Kampfdiskussionen, wie sie öfter vorkamen, ungewollt verriet. Kein Mensch würde ihm Ärger jemals ansehen, es war nur diese Nuance, sein Sprachfehler, der ihn die Größe kostete, die er sich erhoffte. Pelates wusste es und er wusste auch, dass Vincus es bemerkte, zu lange schon waren sie die vertrautesten Feinde. Jetzt, in diesem Moment, gab er sich keine Mühe, das nervöse Lispeln zu unterdrücken, weil es ohnehin keinen Sinn machte, denn selbst in all den Jahren hatte er es trotz intensiven Trainings nicht geschafft, diesen Sprachfehler gänzlich loszuwerden. Allenfalls konnte er sich selbst täuschen, doch dazu fehlte ihm im Moment jegliches Verlangen. Ketauro, im Gegensatz zur generellen Nervosität, wirkte bereits sichtlich gelangweilt und konnte nur mit Mühe verbergen, dass er sich langsam lieber in eines der örtlichen Etablissements begeben würde, in denen, völlig im Geheimen und somit legal, die schönsten Namenlosen ihre Körper anbieten mussten. Gezwungenermaßen natürlich, so war es für die Unglücklichen eine Bürde, schön geboren zu werden, auch wenn viele das nicht mehr so sahen. Wem sie sich hingaben, spielte keine Rolle mehr, denn dort hatten sie wenigstens keinen Hunger zu leiden. Jeder der Hochgeborenen kannte die Etablissements, die viele Hochgeborenen nutzten. Erst in der Jugend, bevor sie sich verheirateten, später heimlich, auch wenn jeder wusste, was in diesen Häusern direkt an den Toren zur Unterstadt geschah. Für hochgeborene Nocturninnen gab es solcherlei Zerstreuung nicht, sie mussten sich mit dem begnügen, was die Namenlosen ihnen übrig ließen. Es war seit Jahrhunderten so und beinahe schon Tradition.

Für die Ophraces, die eigentlich Keuschheit gelobt hatten, war es der einzige Ort, der ihre körperlichen Lüste stillen konnte. Sie gehörten deshalb zu denjenigen, die die Wäschereien, die dort angeblich betrieben wurden, am häufigsten besuchten. Die meisten zogen übrigens Nocturnen vor, von denen auch einige Dienst leisten mussten. Diese Praxis war allerdings nur den Ophraces vorbehalten, denn gleichgeschlechtliche Liebe stand unter Todesstrafe. Doch bei den Ophraces spielte es keine Rolle. Keiner wagte, sie anzugreifen und wenn doch, bekamen diese Unvorsichtigen die ganze Gewalt einer alten und mächtigen religiösen Gesellschaft zu spüren, die sich zur Wehr zu setzen verstand.

Die halbe Nacht war bereits um, als es plötzlich knackte. Juchata hatte das Siegel aufgebrochen und war bereit, ihre Entscheidung zu verkünden. Alle im Raum sprangen auf, Pelleus wankte zwar gewaltig, doch hielt er sich überraschend gut auf den Beinen. Die feierliche Gesellschaft begab sich in den Vorraum, wo die Drei auf sie warteten. Vincus schritt voran, eine Spur zu hastig, um einen Blick auf seine Tochter werfen zu können, bevor sie den Mund öffnete. Er kam nicht mehr dazu.

Kapitel 6

Juchata hatte es fertiggebracht, mehrere Stunden mit den beiden Freiern zu verbringen, ohne dass sie das Thema Heirat auch nur erwähnte. Der Erste, der die Nerven verlor, war Gladicus, der, mächtig wie er war, die Anspannung nicht aushielt und Juchata abermals tollpatschig um ihre Hand bat.

Calavus lachte verächtlich, zeigte seine Antipathie für seinen Gegner jetzt ohne Sarkasmus, offen und direkt.

Das missfiel Juchata.

„Lass ihn in Ruhe. Er fragt wenigstens. Nicht so wie andere“

„Ist es das, was du willst? Eine Frage?“ Calavus' Lächeln war arrogant wie seine Worte.

„Ach, gehen dir schon die Mittel aus? Gib dir doch etwas Mühe, vielleicht können wir das dann abkürzen.“

„Mühe. Warum? Dinge sind, wie sie sind. Willst du ein Spiel spielen oder endlich das tun, was du ohnehin tun musst? Ich persönlich empfinde es als langweilig.“

„Du findest mich langweilig?“ Juchatas Blut kam in Wallung.

„Oho, immer ruhig mit den jungen Megantenstuten. Dreh mir nicht das Wort im Mund um. Nicht mir. Das beleidigt meine Intelligenz.“

Juchata war beinahe außer sich vor Wut.

„Weißt du was? Da gibt es nicht viel zu beleidigen. Sehr viel verstehst du von Nocturninnen nicht, sonst würdest du so nicht reden. Es reicht eben nicht, ab und zu in die Wäscherei zu gehen. Das Werben scheinst du dort nicht gelernt zu haben. Ob anderes kann ich nicht beurteilen. Wenigstens weiß Gladicus, was uns gefällt. Du nicht.“

Juchata warf einen Blick auf den sanften Riesen, der immer noch vor ihr kniete, ihre Hand inzwischen aber losgelassen hatte.

Calavus verzog die Miene.

„Steh endlich auf und verhalte dich wie ein echter Hochgeborener. Wir knien nicht vor Nocturninnen. Sie gehorchen uns, so ist es Sitte.“

Gladicus ließ sich von Calavus einschüchtern. Juchata wunderte sich immer mehr über diese Untertänigkeit, besonders bei diesem Soldaten, der keinen männlichen Nocturnen fürchtete, aber eine schwache Hochgeborene wie sie umso mehr.

„Nun sieh es dir doch an. Willst du das? So etwas? Soll ich auf die Knie fallen? Du weißt, es wäre das letzte Mal, denn nach der Hochzeit herrschen andere Sitten.“

Calavus war sich seiner Sache völlig sicher.

„Und welche Sitten wären das? Du machst es spannend, mein Lieber. Dann willst du, dass ich vor dir auf der Erde krieche, stimmt's?“

„Was du tust und wie bleibt völlig dir überlassen, solange die Dinge so laufen, wie sie laufen müssen.“

„Wie laufen?“

„Laufen eben. Keine Ahnung.“ log Calavus.

„Ich weiß schon, wie du es dir vorstellst. Du willst, dass ich dir untertänig diene, bei jeder Kleinigkeit deine Erlaubnis einhole und mich selbst völlig aufgebe.“ Juchata schnaubte verächtlich. Im Grunde wusste sie, dass es das Schicksal einer jeden Nocturnin war, die ihrem Gatten in jeder Hinsicht dienen musste. Doch sie wollte dieses Schicksal nicht.

„Ganz ehrlich, das werden wir sehen. Nimm doch endlich die Herausforderung an. Du kommst ohnehin nicht drum herum. Was du auch tust, ich wiederhole mich, die Wahl hast du nicht. Tu uns also den Gefallen und hör mit diesem Spiel auf.“

Die Arroganz des Calavus wurde immer unerträglicher. Juchata stand jetzt nur noch wenige Recken von dem jungen Borja entfernt, starrte auf das schmale blass-blaue

Gesicht, das, wenn sie es recht betrachtete, nicht unattraktiv, wenn auch androgyn schien.

„Auf deine Herausforderung pfeife ich. Und du scheinst dir ja deiner Sache sehr sicher. Weißt du was? Ich habe mich gerade entschieden.“

Damit lief sie zur Tür und drückte die Klinke mit aller Gewalt hinunter. Das Siegel brach mit einem lauten Krachen, das sicher im ganzen Haus zu hören war. Sie stürmte ins Vorzimmer, die beiden Nocturnen folgten ihr. Gladicus zeigte sein Erstaunen, hielt sich aber zurück. Calavus beherrschte sich, doch auch ihm sah man an, dass er etwas beunruhigt war.

Die Gesellschaft betrat ebenfalls den Raum. Bevor Juchata jedoch den Blick ihres Vaters auffangen konnte, sogar bevor noch alle im Raum waren, brüllte sie:

„Ich werde Gladicus heiraten.“

Nach einer endlos wirkenden Sekunde fiel der Riese wieder auf die Knie, diesmal hinter ihr. Auf dem Boden rutschend kam er zu ihr gekrochen, in seinen Augen standen Tränen, die bereits an der groben Nase hinunterliefen.

„Was mach ich hier eigentlich? Das kann doch nicht wahr sein.“

Die Gedanken schossen ihr wild durch den Kopf. Juchatas unbedachte und von Calavus provozierte Reaktion ließen sie zweifeln. Sie wusste instinktiv, dass es ein Fehler war, genau wie jede andere Entscheidung, die sie hätte treffen können. Sie schaute beinahe mit Verachtung auf den vor ihr auf den Knien liegenden Gladicus. Sie verspürte das sich zuspitzende Verlangen, ihn zu schlagen, hier, vor allen Leuten. Nur mühsam konnte sie diesen Wunsch unterdrücken. Eines Tages jedoch würde sie diese Stärke nicht mehr aufbringen können.

Vincus schaute seine Tochter an. Wenn er Wut empfand, versteckte er sie tief im Innern, genau wie sonst auch jedes andere Gefühl. Dass Gladicus' Reaktion ihn ebenso befremdete, konnte jedoch auch er nicht vollends verstecken.

„Gladicus, steh auf.“ Pelleus' Worte hallten wie der Donner durch die kleine Halle. Der gehorchte seinem Vater und stand wie ein geölter Blitz auf. Alle starren ihn an. Scheinbar verstand Calavus erst jetzt allmählich, was geschehen war. Noch weit von der Souveränität der Alten entfernt, zeigte er seine Wut, eine für ihn ungewöhnliche Geste. Sein Vater Pelates schaute ruhig auf die Szene, die sich ihm bot. Alle waren jetzt still, doch jeder schrie ohne Worte, jeder auf seine Weise. Trauer, Wut, bedingungslose Freude – eine bunte emotionale Palette, von höchster Intensität und Hingabe. Wer genau hinsah, konnte es fast hören. Vincus beobachtete es, Pelates und Juchata ebenfalls, alle anderen waren mit sich selbst beschäftigt, kümmerten sich kaum um die anderen. Calavus war der Erste, der etwas sagte.

Kaum imstande, seiner Gefühle Herr zu werden, hauchte er nur:

„Gladicus. Du heiratest Gladicus.“ Ob es eine Feststellung war oder eine Frage, verstand niemand, doch spielte das keine Rolle.

Stolz schaute ihm Juchata in die Augen. Es war ihr einziger Triumph in dieser Nacht, ein fragwürdiger und unnützer. Sie wusste es, weshalb dieser Moment nur wenige Sekunden anhielt. Dann schaute sie sich wieder um, sah den Schlamassel, den sie angerichtet hatte. Doch auch jetzt konnte sie keine Schuld empfinden, nur maßlose Hilflosigkeit und Trauer. Auch ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen, doch waren es andere als bei Gladicus.

Ketauro schritt ein, um die Situation zu retten:

„Der Tradition nach besiegeln wir diesen heiligen Bund. Ich denke, alles ist vorbereitet.“

Vincus nickte: „Ja. Im großen Saal steht alles bereit. Die Beiden müssen sich nur noch umziehen.“

Seine Faust ballte sich für einen winzigen Augenblick. Juchata sah es, Pelates

ebenfalls. Es war nicht mehr zu ändern, die heilige Wahl musste sofort durch den Ophrases gesegnet werden. Gladicus wurde von seiner Mutter in Empfang genommen, die – ebenso wie die Mutter des Calavus - ein kostbares Hochzeitsgewand mitgenommen hatte. Juchata empfahl sich ebenfalls, sie wollte das Kleid anziehen, dass ihr Vater ihr für diese Nacht hatte anfertigen lassen. Auch Ketauro zog sich zurück, um in der Halle nach dem Rechten zu sehen. Zurück blieben die Borjas und Vincus, der auch hätte gehen sollen, um sich vorzubereiten, jedoch wusste, dass er einiges klarstellen musste.

Pelates sah ihn an:

„Alter Freund, was ist geschehen?“

„Was geschehen ist, siehst du doch“ fauchte Calavus. „Wir sind verraten worden, so wie immer.“

Pelates schaute seinen Sohn strafend an. Dann wandte er sich an Vincus, der die Szene vor ihm genau beobachtete:

„Verzeihen Sie meinem ungestümen Sohn, für den es eine anstrengende und enttäuschende Nacht war. Jeder wird verstehen, dass sein Benehmen im Augenblick nicht dem Status entspricht, den er normalerweise einnimmt.“

Vincus sah Calavus an, der noch immer vor Wut schäumte:

„Natürlich verstehe ich es, das war nicht leicht, zumal er auch noch eingeweiht war und meinen Plan kannte.“

„Ja, den Plan. Den hat Ihre Tochter schön vereitelt, nicht war? Mein Vater fragte, was geschehen sei. Wir haben noch keine Antwort.“ Calavus schaffte es kaum, seine Zunge zu zügeln. Nur mit Mühe konnte er sich zurückhalten, sonst wäre er mit beiden Fäusten auf den Tragus, den unantastbaren Führer der Nocturnen, losgegangen.

„Aber, aber, mein junger Borja. Ihr habt es doch selbst gesehen. Es war der Wille Ophras, der in diesen Momenten immer aus den Ehepartnern spricht. Und seit wann halten sich die Götter an das, was sterbliche Nocturnen untereinander ausmachen?“

„Vincus hat recht“, Pelates richtete seine Worte an Calavus, um ihm anzudeuten, dass er jetzt so still sein sollte. Der jedoch ließ sich nicht ausschalten:

„Jetzt kommen Sie mit den Göttern. Welch Schande für einen Tragus, der sich hinter den Göttern verstecken muss. Versagt haben Sie, auf ganzer Linie. Geben Sie es zu und tun Sie irgendetwas.“

Vincus wurde jetzt sehr ernst.

„Mein junger Freund, Sie erwarten von mir, die heilige Wahl anzuzweifeln? Über die Beleidigung meiner Person könnte ich noch hinweg sehen, sie sozusagen entschuldigen mit dem erregten Zustand nach dieser für Sie schwierigen Situation der Niederlage. Doch die Gotteslästerung ist unentschuldigbar. Wenn Sie sich nicht auf der Stelle beruhigen, muss ich diesen Vorfall dem Gericht melden. Seien Sie froh, dass der Ophrases jetzt nicht anwesend ist, sonst wären Sie in ernstesten Schwierigkeiten.“

Pelates hatte zugehört und schob seinen Sohn aus dem Sperrfeuer.

„Alter Freund,

böse Worte sind gefallen. Natürlich ist meine gesamte Familie dem Ophras dienlich, niemals würden wir den Willen, der aus Ihrer Tochter spricht, anzweifeln. Und natürlich ist es ärgerlich, wenn unsere Pläne dadurch durchkreuzt wurden, doch was können wir jetzt noch ändern? Nichts mehr, denn Ophras hat durch Juchata gesprochen. Unsere Aufgabe beginnt somit von Neuem. Wir müssen unsere Verhandlungen wieder aufnehmen, denn die alten Abmachungen sind jetzt mit dieser... sagen wir... Entwicklung hinfällig.

Alter Freund,

ich muss Sie daran nicht erinnern. Sie kennen die Situation, besser als ich oder mein Sohn. Umso mehr bedaure ich natürlich, was geschehen ist, denn ... ich muss es doch noch einmal sagen... der Druck im Parlament auf Sie wird immer größer und Ihre, sagen wir, Loyalität Ihrem eigenen Denken, Glauben und Handeln gegenüber steht auf

dem Spiel. Das Spiel haben Sie nicht gewonnen, sind sogar dabei, es zu verlieren, wenn mich nicht alles täuscht. Sie verzeihen mir meine direkten Worte, sie sind in Freundschaft gesprochen und sollen Ihnen nur versichern, wie viel meiner Familie, den Borjas, an Ihrem Wohlbefinden liegt. Haben wir doch in der Vergangenheit manche Schlacht geschlagen, manche sogar gegeneinander, so wäre es doch jetzt ein Jammer, wenn nur wegen dieses kleinen – nennen wir es – Missgeschicks alles wie ein Kartenhaus zusammenbräche. Und es ist nicht nur das, auch Ihr Erbe steht auf dem Spiel, aber das liegt ja nun in den Händen unseres ehrenwerten Generals. Einen Sohn brauchen Sie, der Ihnen an Witz und Klugheit gleichkommt. Ihr Name ist es, der sonst ausstürbe, Ophras behüte. So ein ehrenwerter und klingvoller Name, seit so vielen Jahrhunderten in der Gesellschaft geachtet. Und nun? Ihre Tochter wird sicher ihre Gründe gehabt haben, ach was, Ophras selbst, der uns dieses Zeichen geschickt hat. Ich würde vorschlagen, dass wir uns recht bald zusammensetzen, um zu sehen, was wir tun können. Ich weiß natürlich, dass die Vermählung jetzt gleich stattfinden wird, eigentlich nur noch eine Formsache ist. Aber vielleicht haben Sie ja doch einen Einfall, unser cleverster aller Tragi. Sonst gelingt es Ihnen doch auch fast immer. Es würde mich wundern, wenn Sie dieses kleine Rätsel nicht im Geiste bereits gelöst haben. Ich nehme sogar an, dass es ein Teil des Plans ist, der so perfekt und geschickt ist, dass er nach außen einen solchen Eindruck machen könnte, als wäre das alles der reinste Zufall. Wir alle wissen es natürlich besser, deshalb schlage ich vor, Calavus, seine Mutter und ich bleiben hier, um der Zeremonie beizuwohnen. Ich weiß, es ist eigentlich nicht üblich, doch Sie wissen schon, es kann noch einiges geschehen. Ich vertraue Ihnen vollständig,
alter Freund,

diese geringe Bitte werden Sie doch uns, Ihren Unterstützern, in der Not, gewähren?“ Pelates war eloquent wie immer, seinen Sprachfehler hatte er gut unter Kontrolle, er lispelte kaum, auch wenn es seine Art zu reden immer begleitete. Vincus hatte ruhig zugehört, die versteckten Drohungen waren ihm natürlich nicht entgangen. „Pelates, alter Mitstreiter, natürlich dürft Ihr, das heißt, Eure Familie, der Zeremonie beiwohnen. Nichts, aber auch gar nichts spricht dagegen. Was immer auch heute geschieht, glaubt mir, es ändert nichts an der Beziehung, an der wir nun seit Längerem arbeiten. Wir werden eine Lösung finden, dessen bin ich sicher, wir sind doch alle vernünftige Nocturnen...“, dabei sah er für den Bruchteil einer Sekunde auf Calavus, der den Affront sofort bemerkte, „die nichts wollen als das allerbeste für – natürlich – jedermann.“

Nach außen die Ruhe selbst kannte Vincus seine Situation genau und Pelates hatte ihm unmissverständlich klar gemacht, dass er ihn dafür verantwortlich machte. Fieberhaft überlegte er, was er tun konnte, doch es gab nichts, was den Weg, den Juchata mit ihrer irrwitzigen Wahl betreten hatte, verhindern konnte. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn sein Erbe an einen brillanten, wenn auch unfertigen Nocturn wie Calavus gegangen wäre, den er noch hätte beeinflussen können. Die Situation im Parlament hingegen war das dringendere Problem, denn die Zahl seiner Unterstützer sank nach der heutigen Nacht rapide, und wenn nicht bald etwas geschah, stand es schlecht um seine weitere Karriere. Zumal er die Dinge, die wegen der Schande Naxbils auf ihn zukommen konnten, noch nicht vollständig überblicken konnte. Die Situation war brandgefährlich, und auch wenn er wusste, dass es närrisch war, schickte er ein stilles Stoßgebet Richtung Mond. Ophras, das wusste er, kümmerte sich nicht um solch nichtige Probleme. Doch hier, heute Nacht, hatte Vincus keinen Ausweg und musste in der Sackgasse, in der er gelandet war, nach Möglichkeiten suchen, weiter zu kommen. Er fühlte sich elend, doch lag es weder in seiner Natur, das zu zeigen, noch vorschnell aufzugeben. Aufrecht und stolz stand er vor den Borjas, strahlte Zuversicht aus, wie nur ein Führer es vermag, der bereits durch alle Feuer der heißesten geistigen Belagerungen gegangen war.

Calavus hatte sich ein wenig beruhigt, auch wenn er seine Wut noch nicht vollends unter Kontrolle hatte. Er ließ sich jedoch nicht mehr provozieren, zeigte damit, dass er langsam zu alter Stärke zurückfand.

„Er wäre eine echte Herausforderung gewesen,“ dachte Vincus, „das einzige Problem liegt in seiner Loyalität zu seiner Familie, doch die hätte ich schnell auf ernste Proben gestellt.“ Vincus bedauerte es zutiefst und machte sich im Geiste heftige Vorwürfe, dass er die Wahl seiner Tochter nicht stärker beeinflusst hatte. Doch damit hielt er sich nicht lange auf. Niederlagen lässt man schnell hinter sich, um sich am nächsten Sieg aufzubauen.

Ketauro unterbrach die geheimnisvolle und unehrliche Atmosphäre im Raum.

„Es ist alles vorbereitet. Treten Sie ein.“

Wieder schritt Vincus voran in die prachtvolle Halle. Die Säulen aus weißem, kaltem Stein leuchteten und brannten fast in den Augen. Wenn auch nur ein winzigster Lichtstrahl sich jemals in diese Halle verirren würde, wären alle Nocturnen, die sich darin aufhielten, blind, dessen war sich Vincus sicher. Mächtig standen die Säulen wie Soldaten an der Seite, steinerne Riesen, in Reih und Glied. Unverschiebbar wachten sie über das Geschehen zu ihren Füßen. Mehrere Reihen in schier unendlicher Weite erstreckten sie sich, die Decke war von unten kaum sichtbar, so hoch war der Raum. Erst am Ende des Saales hörten die Säulen plötzlich auf. Dort befand sich eine riesige Plattform, auf der Ketauro den Altar des Ophras hergerichtet hatte. Es war ein schlichter eckiger Stein aus schwarzem Granit, der in völligem Gegensatz zum weißen Saal stand. Es fehlte nur noch das Brautpaar, das sich noch Zeit ließ. Zeit, für die Vincus dankbar war, denn vielleicht hatte er noch einen rettenden Einfall. Die Minuten verstrichen. Plötzlich, in der Stille des feierlichen Moments, krachte es gewaltig am anderen Ende des Saals. Alle schauten gebannt auf die Eindringlinge, allen voran hinkte Baribas. Für eine Sekunde leuchteten Vincus' Augen, unsichtbar für alle anderen. War das die Rettung?

Kapitel 7

Naxbil schlich zufrieden die Gassen der Unterstadt entlang. Er hatte bekommen, was er wollte. Seine Wahl war auf zwei reizende Geschöpfe gefallen, die ihn und sich selbst bis zum Letzten verwöhnt hatten. Die sexuellen Fähigkeiten, die Namenlose bereits in so jungen Jahren besaßen, erstaunten ihn immer wieder. Hemmungslose körperliche Liebe schien ihnen ins Blut geimpft. Beide Nocturninnen waren wunderschön gewesen, eine schlanke schwarzhaarige mit festen Brüsten, die andere eine üppige Blondine mit sanften Kurven. Die Zeit war in diesem unscheinbaren Haus wie im Flug vergangen und er war erstaunt, dass es bereits so spät war. Die Beiden musste er unbedingt wiedersehen, auch wenn es schwierig werden würde, denn ihre Namen kannte er nicht.

Naxbil kam in einen Teil der Stadt, in dem es wie in den meisten lauter zuging. Es wurde sogar immer voller, so dass Naxbil drängeln musste, um voranzukommen. Er wollte eigentlich nur noch in die Oberstadt, auf dem schnellsten Weg hier weg. Noch hatte er drei Stunden Zeit, bevor die Sonne aufging und die lange Nacht beendete, doch hatte er keinen weiteren Grund zu bleiben. Die Enge störte ihn anfangs nicht, er wusste, dass die Stadt hier unten überbevölkert war. Je weiter er lief, desto dichter standen die Nocturnen zusammen, ein selbst für diesen Ort ungewöhnlicher Auflauf. Jetzt hörte er es auch, jemand sprach im Dialekt der Unterstadt, eine etwas andere Form im Vergleich zur Oberstadt. Die Endungen zogen sich in die Länge, Ausdrücke und Worte waren verschieden, denn in den Jahrhunderten der Trennung und der geringen Vermischung waren zwei Sprachen entstanden, auch wenn beide noch genug

Gemeinsamkeiten hatten, um sich zu ähneln.

Naxbil hatte diese Sprache der Unterstadt bereits vor langen Jahren lernen müssen, denn noch mehr als das falsche Gewand konnte ihn der falsche Dialekt zur jeder Zeit überall verraten. Er sprach ihn fast perfekt und nur manchmal, in seltenen Momenten, hielten Namenlose für einen Augenblick inne, bevor sie die Gedanken an einen Hochgeborenen in ihrer Welt mit einem Kopfschütteln verscheuchten.

Naxbil ärgerte sich bereits, dass er diesen Weg gewählt hatte. Es war der kürzeste, doch jetzt standen zu viele Nocturnen im Weg. Auch zurück konnte er nicht mehr, denn hinter ihm hatten sich die Reihen geschlossen und drängten nach vorne, wo er, gefangen zwischen der Meute, kaum noch einen Fußbreit vorankam. Eine röhrende Stimme, eindringlich und beinahe monoton, bedrängte seine Ohren. Diese Stimme wurde immer lauter, er konnte bereits Satzketten verstehen, auch wenn er den Sprecher noch nicht sehen konnte. Es fielen Worte wie „Aufruhr“, „Unterdrückung“ und „Sklaverei“ und langsam dämmerte es Naxbil, dass er in einen der berüchtigten Aufstände der Namenlosen hinein geraten war. Der Sprecher sprach weiter, „Ungerechtigkeiten“, „Hunger“, „Befreiung“. Es gefiel Naxbil gar nicht, denn wo das enden würde, wusste der Sohn des Vincus genau. Die Armee würde rasch Wind von der Sache bekommen und einrücken, dabei alles kurz und klein schlagen, was sich ihnen in den Weg stellen würde. Die Meute begann jetzt, den Sprecher zu unterstützen, Rufe feuerten ihn an, stimmten ihm zu und die Stimmung wurde mit jeder Sekunde aggressiver. In Naxbil wuchs bereits eine leichte Panik heran, er wollte jetzt so schnell wie möglich hier heraus, zurück in die sichere Oberstadt, doch seine Bewegungen waren jetzt vollends zum Stillstand gekommen. Statt sich in Richtung Ausgang zu bewegen, schob ihn die Masse langsam und unaufhaltsam in eine Richtung, die ihn von seinem Ziel immer weiter entfernte. Neben ihm begannen die Nocturnen, alles, was sich als improvisierte Waffe eignen konnte, aufzusammeln, Holzlatten, Eisenstangen, Steine. Die Rufe wurden immer lauter, Naxbil war mitten in den Aufstand geraten. Bislang hatte er so etwas immer nur von Erzählungen gekannt. Die Propaganda der Oberstädter berichtete in unregelmäßigen Abständen über Revolten in der Unterstadt, die die glorreiche Armee unter todesmutigem Einsatz ohne viel Federlesens zunichtegemacht habe. Dass dabei Heldengeschichten entstanden, war Teil des Plans, Gladius gehörte immer dazu, Worte wie „Krieg“ und „Schlacht“ fielen leicht, auch wenn selten mehr als zwei Dutzend Namenlose involviert waren. Doch das, was Naxbil jetzt erlebte, schien anders, größer, denn als er auf einen der wenigen größeren Plätze kam, auf dem er den Sprecher von Weitem auf einem zusammen gezimmerten Podest sah, wurde ihm bewusst, dass es Hunderte, wenn nicht gar Tausende sein mussten, die diesem Aufruf nach Ungehorsamkeit gefolgt waren. Irgendjemand drückte ihm eine rostige Stange in die Hand, wahrscheinlich ein altes Brecheisen, das bereits völlig verbogen war. Die Enge bedrückte ihn. Während er die Berührungen seiner beiden Gespielinnen heute Nacht genossen hatte, waren ihm die versehentlichen Kontakte mit den vor Schweiß triefenden Namenlosen jetzt so unangenehm, dass er am liebsten wild um sich geschlagen hätte. Doch es half nichts, er stand mitten in der Menge, die immer aufgeregter wurde und sich weiter in Bewegung setzte. Laut seinen Berechnungen liefen sie in Richtung Haupttor, die am meisten bewachte Anlage in der Oberstadt. Eine militärische Narrheit, die selbst Naxbil erkannte, denn er wusste um die Uneinnehmbarkeit dieser Festung.

Er versuchte sich erneut, gegen die Vorwärtsbewegung zu wehren, bemüht, sich aus der Masse zu befreien, die ihm jedoch keine Wahl ließ. Sie schob ihn unaufhaltsam weiter. Immerhin wurde die Gasse etwas breiter, was jedoch nur eine teilweise gute Nachricht war, denn sie befanden sich auf der Hauptstraße, die direkt in Richtung Verderben führte – die Oberstadt. Wie in einem Fluss, in dem er mitgespült wurde, bemühte sich Naxbil, zumindest aus der Mitte an die Seite zu kommen. Es gelang ihm nur mit größter Mühe. Nachdem er seinen Körper immer wieder nach links gedrückt

hatte, befand er sich jetzt fast direkt an der Häuserwand, in der Hoffnung, irgendwo in eine kleine Gasse entschwinden zu können. Doch aus allen Winkeln drängten Nocturnen mit ihren hoffnungslos unterlegenen Waffen in Richtung Stadttor. Naxbil geriet in Panik, versuchte stehen zu bleiben, sich in eine Nebenstraße hinein zu schieben, nur um wieder weiter in die Mitte der Hauptstraße gedrückt zu werden. Von hinten hörte er die Anfeuerungsrufe des Anführers, der der Meute gefolgt war, um deren Aggression weiter zu schüren. Die Situation war brenzlich und Naxbil bereute und verfluchte seine Lust nach Vergnügen, die ihn in diese Lage gebracht hatte.

Er sah noch nichts, doch konnte er ein ohrenbetäubendes Donnern vernehmen. Plötzlich war alles still, niemand rührte sich mehr, denn der Schreck saß allen in den Knochen. Naxbil kannte das Geräusch, nur ein einziges Mal hatte er es gehört. Es war das Krachen der Scharniere. Vor ihnen öffnete sich das Tor zur Oberstadt, was so selten geschah, dass es jedes Mal donnerte, wenn sich das Eisen aus seinem Schlaf befreite.

Es war ein schlechtes Zeichen, denn es hieß, dass die Armee bereitstand, diese Revolution zu zermalmen. Plötzlich geriet die Masse in Bewegung, erst langsam wie eine tiefe Welle, die sich die Kraft über Tausende von Phrakten im Ozean holt, um dann wie rasend an der Küste zu zerschellen. Sie drückte von vorne, die Wand aus Nocturnen hinter ihm gab jedoch nicht nach. Sie hielt dagegen, wich zu langsam zurück. Schon spürte Naxbil einen gewaltigen Druck in der Brustgegend, die Schreie und das Knacken um ihn herum nahm er zwar wahr, dass es sich dabei um nachgebende und splitternde Knochen handelte, verstand er nicht.

Er wich so gut es ging zurück. Langsam geriet die Masse hinter ihm in Bewegung. Der Druck auf seinen Brustkorb ließ nach, während das Geschrei um ihn herum anschwellte. Hunderte von Nocturnen gerieten in Panik, einige stolperten, verschwanden auf dem harten Stein der Straße und unter den Füßen der Flüchtenden. Auch Naxbil spürte, wie sich seine Kehle langsam vor Angst zuzog. Er schob und drückte, um zu überleben. Plötzlich fühlte er einen Ruck, hinter ihm war eine ganze Gruppe hingefallen. Naxbil taumelte. „Jetzt nicht stürzen.“ ging ihm durch den Kopf, denn niemand würde jetzt auf irgendjemanden achten, der auf der Erde lag. Mit einiger Mühe konnte er sich auf den Beinen halten, trat dabei auf weichen, unebenen Untergrund, der lebendig und schmerz erfüllt unter ihm aufheulte. Er kümmerte sich nicht darum, stürzte weiter, konnte sich umdrehen und sah bereits den großen Platz mit dem Podest vor sich, das ihn immer mehr an ein Schaffot erinnerte. Hier hatte er etwas mehr Raum, doch die Masse nahm ihm noch immer den größten Teil der Sicht. In seiner Aufregung konnte er sich nicht orientieren, längst reagierte er nur noch auf die äußeren Ereignisse, anstatt in aller Ruhe nach einem Ausweg zu suchen.

Dann kamen sie, die Horden aus der Oberstadt. In ihren glänzenden, schwarzen Rüstungen preschten sie vor. Erst die Kavallerie auf den Meganten, die Megantorier, vor der jeder panisch floh. Das bestätigte die Gefährlichkeit der Situation, denn die Meganten waren die mächtigste Waffe der Armee, furchterregend ihr Gebrüll und das schwere Getrappel versetzten alle in Angst und Schrecken.

Die sechsbeinigen, stahl-gepanzerten Monster hieben wild um sich, ihre langen Häuse aufgerichtet, nach Beute spähend, die gewaltigen Zähne in der kurzen Schnauze gruben sich bereits in das Fleisch der Feinde. Ihre Reiter waren nicht weniger furchterregend. Ebenfalls stark gepanzert, klirrend und scheppernd, schlugen sie mit ihren scharfen Klingen auf die Namenlosen ein.

Voller Panik sah Naxbil sich um, nach allen Seiten stoben die Unglücklichen auseinander. Schon lag der Geruch von Blut in der Luft, Naxbil meinte es sogar zu schmecken, den eisernen Geschmack auf der Zunge. Keine drei Phrakten von ihm entfernt wütete eines dieser Biester. Er sah, wie es einen Namenlosen im Genick packte. Der versuchte sich zu befreien, schreien konnte er nicht, doch der

erschrockene, verzerrte Gesichtsausdruck sprach ohne Laute. Der Unglückliche wusste, dass er verloren war, der Tod selbst hatte ihn am Kragen. Lange musste er nicht leiden, denn ein plötzliches Krachen zeigte an, dass das Genick gebrochen war. Eine Sekunde später saß der Kopf nicht mehr auf dem Rumpf, der weiße Megant mit seiner schwarzen Rüstung war über und über mit blauem Blut beschmiert. Den Kopf hatte er hinuntergeschluckt, Naxbil sah das runde Etwas den langen Hals des Meganten hinunter rutschen. Er erschauerte, kaum in der Lage sich zu rühren. Der Reiter auf dem Untier lachte laut, ein Lachen, das wie der Donner ertönte und sich über den ganzen Platz legte. Ein wahrer Riese, der das Licht des Mondes verdunkelte, seine kräftige Gestalt in einer ebenfalls schwarzen Rüstung versteckt. Das Visier, das Gesicht und Hals schützte, war einer Megantenschauze nachempfunden. Wie aus einem Traum wachte Naxbil auf, vernahm die entsetzlichen Schreie der Namenlosen, die um ihn herum zu Dutzenden zermalmt wurden. Die Armee hatte sogar Phosphirabomben eingesetzt, jenes Material aus Phiro und Ralis, das im richtigen Verhältnis vermischt heißer als die Hölle und völlig lichtlos und unsichtbar brannte. Nur mit Phosphira konnte der harte Stahl geschmiedet werden, den Naxbil jetzt vor sich sah.

Lichtlos brannten die Phosphirabomben, die Lebendige oder Tote entzündeten. Der Gestank drang in Naxbils Nase. Rauch legte sich über den Platz, der bereits angefüllt war mit zuckenden Leibern und verzweifelten Namenlosen, die noch immer versuchten, dem Massaker zu entkommen.

Der Megant hatte Naxbil entdeckt, und wenn der Reiter ihn nicht mit einer ruckartigen Bewegung der Zügel zurückgehalten hätte, wäre jetzt sicher auch Naxbils Kopf auf dem Weg in einen der drei Mägen des Meganten. Das Tier jedoch gehorchte seinem Besitzer, senkte den Kopf, ohne dabei Naxbil aus den Augen zu verlieren. Die gelben, schmalen Pupillen leuchteten, strahlten Gier und Gewalt aus, die jederzeit bereit dazu waren, sich auf die Beute zu stürzen. Langsam stieg der Kämpfer vom Monster, die stählerne Rüstung klirrte laut. Der Krieger strich mit seinen eisernen Pranken über die roten Federn auf seinem Helm, sein Lachen ertönte immer noch, doch klang es jetzt heller.

Naxbil fiel auf die Knie, er wusste auch nicht genau warum. Was jetzt geschehen würde, lag nicht mehr in seiner Hand. Seine Angst war verflogen, denn es gab nichts, was er noch fürchten musste. Sein Leben war nichts mehr wert, eigentlich hätte ihn der Megant bereits verspeist haben müssen, so dass jede weitere Sekunde seines Lebens ab jetzt ein Geschenk war. Und innerlich bettelte er nach vielen dieser Geschenke, auch nur für einige Sekunden mehr auf dieser Welt wäre er bereit, alles zu tun. Er flehte zu Ophras, zu dem er seit seiner Kindheit nicht mehr gebetet hatte. Er versprach in seiner Not, den Namenlosen zu helfen, wenn Ophras ihn aus dieser Zwickmühle befreien würde. Dieser Gedanke war der Erste, denn das Leid, die Angst, der Schmerz und der Tod lagen nur wenige Phrakten von ihm entfernt.

Der Riese vor ihm hatte seine Hand auf das Visier gelegt, das Lachen war verstummt. „Was immer auch geschieht, oh Ophras, hilf mir“ dachte Naxbil, bevor er in das Gesicht des Hochgeborenen schaute...

Kapitel 8

Der Bote kam zur rechten Zeit. Zumindest empfanden Vincus und sicher auch die Borjas diese Störung als Genugtuung oder auch als Zeichen. In voller Kampfmontur zeigte sich der Hochgeborene, Antricio, der Sohn der Pesiphonia Chikato und Adjutant des Gladicus, somit Mitglied des Megantorions, der Elite - Einheit, die Gladicus führte. Diese Stoßtruppe war immer in vorderster Front zu finden, brach die Formationen der gegnerischen Truppen auf und bildete die stärkste Einheit in der Armee. Egal wie groß die Truppenstärke des Gegners, die Megantorier hatten schon zahlenmäßig weit

überlegene Aufstände der Namenlosen in Windeseile aufgerieben. War die Formation des Gegners erst einmal gestört, konnten die Infanteristen den Rest erledigen, meist nur noch eine Frage von Grausamkeit und Zeit.

Der Soldat hatte eine dringende Botschaft für Gladicus, der gerade im Hochzeitsgewand durch den Saal schritt. Die beiden redeten kurz, dann wandte sich der General an die Anwesenden.

„Meine Verehrtesten, die Kunde hat mich erreicht, dass ein gewaltiger Aufstand die Unterstadt erschüttert. Meine Anwesenheit ist umgehend erforderlich, daher bitte ich, mich zu entschuldigen. Ich weiß, dass es ein ungünstiger Zeitpunkt ist, doch die Situation ist so brenzlich, dass ich nicht zögern kann. Vater (er wandte sich eher an Vincus als an Pelleus), bitte sorgen Sie dafür, dass wir die Zeremonie so bald wie möglich nachholen.“

Verflagen war seine Unterwürfigkeit, er wirkte beinahe größer als er war. Sein stolzer Körper streckte sich, wirkte gigantisch neben den anderen. Jetzt fühlte er sich sichtlich wohler in der Rolle des Generals, der seine Worte plötzlich eloquent wählt.

Selbstsicher und würdevoll schritt er davon, ließ die beunruhigten Gäste zurück.

Juchata traf Gladicus, als dieser gerade hinaustreten wollte. Sie strahlte in ihrem schwarzen, seidenen Gewand, ihr durchsichtiger Schleier konnte das Rot der feurigen Haare nicht verdecken, das unter dem Stoff hervor schien wie die nie gesehene, untergehende Sonne in den Bergen selbst.

Gladicus, für einen Moment überwältigt und geneigt, die Revolte anderen zu überlassen, riss sich förmlich von ihrem Anblick los. Zuerst jedoch nahm er ihre Hand: „Juchata, meine Gattin, ich habe keine Zeit für Erklärungen. Bitte verzeihen Sie mir, Ihr Vater wird mit Ihnen reden. Ich bin untröstlich, doch kehre ich wieder, sobald ich kann. Ich verspreche, es wird nicht lange dauern.“

Abrupt ließ er sie los und drehte sich um, denn er wusste, wenn er nur eine Sekunde länger in dieses wundervolle Gesicht schauen würde, wäre er nicht mehr in der Lage, seine Pflicht zu erfüllen. So stark waren seine Gefühle, dass er wankte. Doch dann fing er sich, schritt voran, Antricio folgte ihm. Baribas schaffte es gerade noch, das Tor zu öffnen, sonst wäre Gladicus sicher hindurch gelaufen wie durch harmloses Gestrüpp. So aber krachte die Pforte hinter ihnen zu und ließ die verwirrten Familien zurück.

Als Erstes fingen sich die Borjas. Pelates nickte Vincus mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck zu. Pelleus wirkte enttäuscht, mit seinem ihm verbliebenen Arm gestikuliert er, während er sich für etwas entschuldigte, von dem selbst er wusste, dass es für einen General wie Gladicus sogar in dieser privaten Situation kein Zögern gab. Die Pflichterfüllung stand an oberster Stelle, alles andere hatte sich unterzuordnen. Jeder im Saal wusste das, niemand war böse, was sicherlich zum großen Teil daran lag, dass niemand außer Pelleus und seiner Gemahlin Livia, deren Meinung nicht zählte, diese Heirat wollte. Selbst Juchata wirkte erleichtert, was sie eine Spur zu stark zeigte, denn das Lächeln in ihrem Gesicht breitete sich wie eine überschwappende Welle. Doch Pelleus war zu sehr mit der Absage der Zeremonie und dem Stolz über die Wichtigkeit seines Sohnes beschäftigt, um derlei mikroskopische Zeichen zu bemerken. Vincus hingegen nahm es wahr. Er fragte sich, wie er seiner Tochter begegnen sollte. Bislang war das im Grunde egal, denn die Heirat würde stattfinden, sobald Gladicus von seinem blutigen Ausflug zurückkehren würde. Es war ausgeschlossen, dass das noch in dieser Nacht geschehen würde, denn nur noch wenige Stunden trennten sie vom Sonnenaufgang.

Daher wandte sich Vincus an seine Gäste:

„Liebe Freunde und Weggefährten, Ihr habt es gehört. Unser tapferer General muss seinem Volk dienen und ist in aller Eile dem Ruf nach Hilfe gefolgt. Wir bleiben zurück und gedenken seiner, der sein Leben für unser aller Sicherheit aufs Spiel setzt. Meine untröstliche Tochter (er wusste nicht, ob er es wirklich so meinte oder ob der

Sarkasmus seinen Weg längst in seine Worte gefunden hatte) wird auf ihren Bräutigam warten und sich zurückziehen. Da uns nur noch wenige Stunden dieser Nacht verbleiben, schlage ich – Euer Einverständnis vorausgesetzt, werter Pelleus – vor, die Zeremonie auf die morgige Nacht zu verschieben. Wir alle wollen uns gleich nach Sonnenuntergang wieder hier im Saal einfinden, um den Bund zu beschließen und die göttliche Wahl zu ehren. Ketauro, ich hoffe, du hast gegen diese Verzögerung nichts einzuwenden. Du hast selbst gesehen, dass wir keine andere Wahl hatten und ich hoffe ebenfalls, dass das göttliche Gesetz diese kleine Verzögerung verzeiht.“

Ketauro schaute stolz und wichtig in die Runde:

„Macht Euch keine Sorgen, alter Freund, diese Verzögerung ist von Ophras selbst gesandt. Morgen, gleich früh in der Nacht, wollen wir einen erneuten Versuch starten. Hoffen wir, dass Gladicus gesund und mit einem weiteren Sieg zu uns zurückkehrt. Ich werde für ihn beten.“

Ketauro sprach so feierlich er konnte und beschloss damit die Versammlung. Pelleus brummte zwar unzufrieden, denn er war ein Mann der Tat, der eine Geschichte so schnell wie möglich hinter sich zu bringen gedachte, doch auch seine Hände waren gebunden. Die Borjas gaben sich auf natürliche Weise ebenfalls mit der Verzögerung zufrieden, waren gespannt wegen des Plans, den Vincus ausgeheckt hatte. Der Tragus selbst hatte Zeit gewonnen, es war mehr als er noch vor wenigen Minuten zu hoffen gewagt hatte, doch das Problem war nur hinausgezögert worden, eine Lösung weiterhin nicht in Sicht.

Während er die Gäste verabschiedete, verschwand Juchata in ihren Gemächern. Zuerst legte sie die kostbaren Hochzeitsgewänder ab, viel zu hastig, so dass die eine oder andere schwarze Perle vom Bustier sprang, doch konnte sie es nicht länger ertragen, dieses Spiel weiter zu spielen. Mit aller Kraft warf sie das zusammengeknüllte Kleid in die Ecke. Nach der Wut folgte Verzweiflung. Die Worte von Calavus hallten in ihr wider, fast war sie geneigt, ihren Entschluss zu bedauern, verwarf diese Idee, holte sie dennoch nach einer Sekunde wieder an die Oberfläche, um sie erneut zu zerkauen und diese zum Anlass zu nehmen, sich Vorwürfe zu machen. Alles war so verwirrend, so aussichtslos. Auf eine für sie annehmbare Lösung vermochte sie nicht zu kommen.

Ihre Gliedmaßen wurden mit jeder Sekunde schwerer, die Verzweiflung immer schlimmer, die bald einer sanften Depression wich. Kaum noch war sie in der Lage, sich zu bewegen, lag auf ihrem Himmelbett, die roten Tücher hingen lustlos vom Gestänge.

Sie nahm das Bild ihrer Mutter, ein winziges, in Öl gemaltes Werk eines namenlosen Künstlers, der es kurz nach Juchatas Geburt geschaffen hatte. Ihre Mutter Marletta war kurz darauf gestorben, sie hatte sie nie kennengelernt. Trotzdem sprach Juchata manchmal mit ihr, hatte das Gefühl, ihr nahe zu sein, sie zu verstehen und selbst verstanden zu werden. Sie wusste nicht viel von ihr, nur dass sie immer schon kränklich gewesen war und eine Epidemie, die zu dieser Zeit in der Unterstadt wütete, nicht überlebt hatte. Oft schon hatte sie sich gefragt, warum ihre Mutter ihr so wenige Sachen hinterlassen hatte. Das Bild war Juchata am wichtigsten. Mit dem Inhalt der Schatulle, eigenartige Flaschen, schwerer Schmuck und Amulette, konnte sie nichts anfangen. Wahrscheinlich hatte ihr Vater nach ihrem Tod alles vernichtet, um sich nicht all zu lange mit der Erinnerung zu plagen.

Sie schaute auf das Bild, fühlte langsam, wie sich ihre Lebensgeister erholten. Sie rekelte sich auf den Laken, war zwar von einem Lächeln noch weit entfernt, doch das Bild half ihr, wieder zu sich zu finden.

Sie stand auf, legte den Rest ihrer Kleidung ab und entledigte sich somit sämtlicher Zeugen dieser schicksalhaften Nacht. Splitternackt setzte sie sich wieder auf das Bett,

sah sich im Spiegel und musste lachen. Es war ein dunkles Gelächter, von dem sie nicht sagen konnte, wo es herkam. Ihre festen Brüste schaukelten bei jedem ruckartigen Atmen, ihr leicht geöffneter Mund entließ das meckernde Geräusch einer bösen Ahnung. Plötzlich war es vorbei, Tränen flossen ihre Wangen hinunter. Sie sah sich, doch wie aus der Ferne, denn die Person, die sie anblickte, schien nicht mehr sie selbst zu sein. Sie war es nicht, die gelacht hatte, sie war es nicht, die weinte. Oder doch?

Die Kontrolle war schon längst geschwunden und hatte starken Emotionen Platz gemacht, die sie beherrschten und die sie nicht verstecken konnte. Nach diesen schwierigen Augenblicken in einer Welt, die sie nicht kannte, kam sie wieder zurück in die Realität.

Jetzt musste sie zu ihrem Vater, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Es war ein Spiel, das er gespielt hatte. Sie hatte es angenommen, jedoch nicht nach seinen Regeln gespielt. Es geschah ihm recht. Plötzlich bedauerte sie es nicht mehr, so gehandelt zu haben. Sie wusste auch, dass diese Heirat mit Gladius niemals zustande kommen, dass sie lieber sterben als sich diesem Schwachkopf hingeben würde. Jahrelang hatte sie getan, was ihr Vater von ihr verlangt hatte. Nun war der Moment gekommen, ihn zu überwinden.

Es blieb nicht viel Zeit, um sich aus dem Staub zu machen. Sie zog sich an, zwängte sich wieder in ihr Korsett. Ihre schwarze Hose hatte sie rasch zugeknöpft. Die Haare bändigte sie diesmal zu einem Megantenschwanz, der sie nicht behinderte.

Auch wenn sie fest entschlossen war, diesen Ort, der so lange Zeit ihr zu Hause gewesen war, so schnell wie möglich zu verlassen, zögerte sie. Langsam packte sie einige Sachen, überlegte hin und her, was sie mitnehmen sollte, bevor ihr klar wurde, dass sie nach Gelegenheiten suchte, länger zu verweilen. Wieder setzte sie sich aufs Bett, überlegte, was sie eigentlich machen wollte. Wohin sollte sie gehen?

Aus der Stadt hinaus, doch niemand wusste, was sie dort erwartete. Wo sollte sie sich vor dem Licht schützen, wovon sollte sie sich ernähren? Gab es etwas außerhalb dieses Ortes? So viele Jahre hatte sie hier gelebt, niemals war ihr der Gedanken gekommen, irgendwo anders hinzugehen, denn die antiken Sagen berichteten von grauenhaften Ungeheuern und tödlichen Schrecken, die sie außerhalb der Heimatstadt erwarten würden. Aber war nicht die größte Gefahr besser als ein Leben in Gefangenschaft an der Seite von einem Ehemann, den sie nicht liebte? Würde der Tod selbst nicht zu einer süßen Option, wenn sie an die Ketten der Gesellschaft dachte, in die eine Nocturnin bereits seit ihrer Geburt unausweichlich gelegt war? Wieder erschien alles hoffnungslos, wieder fühlte sie die aufkeimende Traurigkeit, die unausweichlich wieder in erstarrender Depression enden würde. Sie nahm das Bild ihrer Mutter, das ihr ein weiteres Mal half. Als steckte ihr gesamter Mut in diesem winzigen Gemälde, drückte sie es an ihr Herz. Sie würde gar nichts mitnehmen außer den wenigen Dingen, die ihre Mutter ihr hinterlassen hatte. Das Bild verstaute sie in ihre Ledertasche, ebenso die kleine Schatulle. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, wie ihr diese geheimnisvollen Gegenstände helfen sollten, tat sie es trotzdem. Den Dolch von ihrem Vater steckte sie in ihren breiten Gürtel, sonst ließ sie alles zurück.

Die schlurfenden Schritte hörte sie bereits von Weitem. Baribas näherte sich ihrem Gemach. An ihm gab es jetzt keinen Weg vorbei, denn der Flur war die einzige Möglichkeit, zur Treppe zu gelangen. Sie fluchte laut, verwünschte sich selbst für die verschwendete Zeit. Fünf Minuten eher und sie wäre nicht mehr hier gewesen. Stattdessen hatte sie gezögert, den Augenblick der Flucht verpasst. Insgeheim jedoch war sie Baribas dankbar, der ihre Entscheidung zur Ungehorsamkeit vereitelt hatte. Sicher wollte ihr Vater mit ihr reden. Vielleicht war es besser so. Der Diener würde noch einige Minuten benötigen, bevor er ihr Zimmer erreichte. Diese Zeit nutze Juchata, um sich auf die Begegnung mit Vincus vorzubereiten. Sie würde ihm die Stirn bieten, sich seinen Wünschen widersetzen. Sie versuchte, sich die Situation

vorzustellen, doch es gelang ihr nicht. Noch nie hatte sie es gewagt, den Willen ihres Vaters zu ignorieren. Tief im Innern wusste sie, dass ihr eine gewaltige Auseinandersetzung bevorstand, denn trotz der kontrollierten Art ihres Vaters kannte sie sein Temperament, seine Hitzigkeit, die nur sie sehen konnte und die er so gut versteckte. Von klein auf hatte sie die Rolle, die Vincus spielte, durchschaut. Würde er jetzt, in dieser Situation, sein wahres Gesicht zeigen? Sie ahnte es, doch hoffte sie auf seine zerreiende Logik. Ihr war sie ebenfalls nicht gewachsen, doch war es etwas Bekanntes, dass sie deshalb weniger fürchtete, auch wenn ihr damit der Erfolg gleichfalls versagt bleiben würde.

Baribas klopfte, sie stand bereit. Wie sie erwartet hatte, wollte ihr Vater sie sehen. Sie gehorchte umgehend, folgte dem Diener, der langsam voranging. Während sie lief, zweifelte sie, ob sie nicht doch nachgeben und zumindest ohne weitere Komplikationen den General heiraten sollte. Hatte sie nicht bereits genug Unheil angerichtet, in dem sie sich dem Willen ihres Vaters widersetzt hatte, auch wenn sie diesen nicht gekannt hatte? Zwar konnte sie sagen, dass sie nicht verstanden, er sie nicht genügend in seine Pläne eingeweiht hatte. Doch beide wüssten, dass das eine Lüge wäre, um die Situation, in der sie sich beide befänden, erträglicher zu machen. Sie wankte, wusste nicht, ob sie den Mut aufbringen würde. Sie trug ihre Tasche, hatte nicht gemerkt, dass sie sie nicht abgelegt hatte. Das Bild ihrer Mutter drückte leicht gegen ihre Hüfte, sie spürte es als wäre es ein Teil von ihr. Die magische Wirkung trat wieder ein, Juchata fand ihre Entschlossenheit wieder. Sie wollte nicht zögern, spürte, dass sie sich nicht für das Unrecht, dass ihr Vater ihr und diese Gesellschaft angetan hatte, entschuldigen musste. Ganz im Gegenteil, die anderen sollten sich ihr beugen, denn sie hatten sie alle benutzt, wollten sie für ihre egoistischen Ziele einspannen.

Baribas öffnete die mit Eisen beschlagene Tür zu den Gemächern des Vincus. Der riesige Vorraum, der als Arbeits- und Empfangszimmer diente, war von schlichter Einfachheit. Außer einem Podest mit einem Tisch und einem majestätischen Stuhl befand sich nichts darin. Die Adern auf den Steinplatten an den Wänden schienen zu leben, sie schillerten in die Finsternis hinein und gaben dem Raum etwas Unheimliches, so dass beinahe jeder, der ihn betrat, sich eines Gefühls der Beklommenheit nicht entziehen konnte. Auch Juchata ging es so, die Umgebung verängstigte sie, noch bevor sie überhaupt ihrem Vater begegnet war. Aber vielleicht war das der Sinn, die Taktik des genialen Politikers.

Vincus empfing sie sitzend, sein Gesicht verriet nichts, keine einzige Emotion konnte Juchata spüren. Er saß auf seinem steinernen Stuhl, vor ihm der dunkle Tisch, die Voluten der Armlehnen rollten sich unter den Armen des Tragus. Er schaute von seinem Podest aus auf sie hinab. Eine Möglichkeit, sich ebenfalls zu setzen, gab es nicht, so dass Juchata stehend zu ihrem Vater hinaufschauen musste. All die Jahre vorher hatte sie nie einen Grund gehabt, an diesem Arrangement zu zweifeln, jetzt jedoch empfand sie die tiefe Demütigung, stehen und aufschauen zu müssen, während ihr Vater saß. Erst jetzt, in dem Moment, in dem ihr Gewissen ihr verriet, dass er nicht zufrieden mit ihr war und sie seinen Zorn von oben fürchten musste. Vincus begann, wie immer in einer feierlichen Manier:

„Meine Tochter, endlich haben wir Zeit zu reden. Lange habe ich nachgedacht, habe mit mir gekämpft, ob ich dich überhaupt vor der morgigen Zeremonie sehen sollte. Doch dann dachte ich mir, dass es besser wäre. Ab morgen wirst du nicht mehr in diesem Haus leben, morgen schon wirst du mit deinem Gatten, wer auch immer es letztlich sein wird, zusammenwohnen, so dass wir nicht mehr oft die Gelegenheit haben werden, Zeit miteinander zu verbringen. Lass uns feiern und vielleicht über die Dinge reden, die dich bedrücken.“

Juchata blickte zu ihm auf, sagte aber vorerst nichts. Hinter ihr spürte sie die Präsenz

des Baribas, der sich also immer noch im Raum aufhielt.

Lange sagten sie nichts, nur der Blick des Vincus durchbohrte seine Tochter, die vergeblich versuchte, ihm standzuhalten.

Dann durchbrach Vincus die eisige Stille:

„Meine Tochter, verzeih mir. Zu viel habe ich dir zugemutet. Es sollte so kommen, wie es kam. Alles ist meine Schuld, wir hätten viel mehr reden müssen, dann hättest du verstanden.“

Juchata sah ihren Vater eindringlich an, denn sie hatte vom Versteckspiel genug, das sie ihr ganzes Leben gespielt hatte. Sie spürte, wie das Bild ihrer Mutter sich an ihren Körper drückte, es wirkte schwerer und machte auf sich aufmerksam.

„Vater, ich habe sehr wohl verstanden. Ich habe verstanden, was du von mir wolltest. Ich habe verstanden, was die Gesellschaft von mir wollte und ich habe verstanden, was dieser fürchterliche Calavus von mir wollte. Alles ist so geschehen, wie ich es wollte. Nun, fast genauso.“

Vincus lächelte milde.

„Ich sehe, ich brauche keine großen Worte mehr machen. Du hast alle durchschaut, auch mich, deinen Vater. Und du hast aus deinem freien Willen gehandelt, das kann man sehen.“

Juchata dachte: „Ach Vater, nach meinem Willen habe ich nicht gehandelt, denn den kenne ich selbst nicht. Ich habe nur das kleinste Übel gewählt.“ Doch sie sagte es nicht. Stattdessen murmelte sie:

„Ja, Ophras hat aus mir gesprochen.“

„Wie du willst, doch jetzt müssen wir zusehen, dass Ophras Wille sich ein wenig ändert. Wir müssen einen Weg finden, den Eindruck, den du heute Nacht erweckt hast, nämlich Gladicus zu heiraten, in eine Situation umzuwandeln, in der du Calavus heiraten kannst. Es ist essenziell, verstehst du?“

Alles war so eindeutig, ihr Vater machte es ihr einfach, denn er ließ zu, dass sie ihn ausrechnen konnte. Er probierte es nicht auf seine diplomatische, wenn auch spitzfindige Art, die im Parlament so gefürchtet war. Er sprach, ohne Widerspruch zu dulden, ohne Zorn zwar, doch mit Nachdruck, tyrannisch väterlich, so wie sie ihn kannte. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, jetzt galt es zu widersprechen, alles andere vorher war ein reines Vorspiel des Kampfes, unbedeutend.

„Vater, ich werde morgen niemanden heiraten. Nicht Gladicus, nicht Calavus.“ Sie sprach leise, doch in der Stille der hohen Gemäcker hallten ihre Worte nach, denn sie waren das schwerwiegendste, was sie je zu ihrem Vater gesagt hatte. In der Gesellschaft der Nocturnen war weiblicher Widerspruch undenkbar. Es hatte Fälle gegeben, in denen Väter ihre Töchter, Ehemänner ihre Gemahlinnen, Brüder ihre Schwestern aufs Schwerste misshandelt hatten, nachdem diese es auch nur ansatzweise gewagt hatten, Widerstand gegen das männliche Wort zu leisten. Sie wusste nicht, was ihr drohte, kannte nur ihren Vater sehr gut, dem sie alles zu traute, selbst die gemeinste Gewalttat, auch wenn er ihr noch nie Anlass für eine solche Annahme gegeben hatte.

Vincus war zu schlau, um seine Überraschung zu zeigen. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, hatte es ihn gewundert, dass Juchata erst jetzt begann, diesen Wesenszug ihrer Mutter zu zeigen. Aber ausgerechnet jetzt, in diesem Moment, empfand er es als unpassend und störend. Er dachte an Marletta zurück, ihre Art, ihn zu durchschauen, seine Schwächen, die er gelernt hatte, so gut zu verstecken, sofort zu entdecken. Dieser Gefahr war er sich auch bei Juchata bewusst. Doch er würde nicht die gleichen Fehler wieder machen. Fehler, die unabwendbar in die Katastrophe geführt hatten, die er niemals wieder gutmachen konnte, auch wenn heute kaum jemand davon wusste, außer ihm selbst. Dieses Geheimnis trug er tief in seinem Herzen, ebenso wie die Liebe zu seiner Tochter. Niemals könnte er einen ähnlichen Weg gehen, nicht einmal jetzt. Doch selbst die größte Überzeugung, die stechendste Logik greift nicht, wenn das Temperament den Verstand umnebelt.

„Du wirst gehorchen.“ sagte er ruhig, aber bestimmt.

„Niemals. Es geht zu weit, es hört auf. Hier und heute.“

Sollte Juchata noch vor wenigen Minuten gezweifelt haben, war ihre Entschlossenheit jetzt geweckt, ihr Widerstand gewachsen. Auch Vincus spürte, dass er diese Machtprobe bestehen musste, sonst war es um sein Lebenswerk und die Zukunft seines Namens geschehen. Seine Stimme hob sich, seine aufsteigende Wut war nun deutlich zu spüren.

„Wie gesagt, du wirst gehorchen. Was immer du jetzt empfindest, es ist falsch. Du kannst jetzt, heute Nacht sagen, was immer du willst. Morgen Nacht, bei der Zeremonie, wirst du nicht mehr reden. Das musst du auch nicht. Es ist der Gatte, der dich annimmt, nicht du, denn dein Teil ist mit der heutigen Nacht beendet. Wenn nötig, erlebst du die morgige Zeremonie ohne Bewusstsein, dafür Sorge ich schon. Und wenn du erst verheiratet bist, wage nicht, Calavus zu widersprechen. Er ist nicht so gütig wie ich, der hätte dich grün und blau geschlagen, was sein Recht ist. Damit ist wohl das Nötigste geklärt. Ich werde mir jetzt überlegen, wie wir es anstellen können. Du gehst zurück in deine Gemächer, die Baribas ab jetzt bewachen wird.“ Juchata stand wie vom Donner gerührt. Jetzt war sie es, die ihren Vater mit ihren Blicken durchbohrte.

„Das ist nicht dein Ernst. Niemals, niemals wird das geschehen. Von wegen gütig. Du sprichst Worte, die du nicht einmal verstehst. Willst du es genauso machen wie bei Mutter? Willst du das?“ Sie schrie und tobte, wäre beinahe auf Vincus losgegangen, konnte sich jedoch gerade noch beherrschen. Schon stand sie neben ihm auf dem Podest, hatte den Arm bereits zum Schlag erhoben.

Vincus war wie erstarrt. Was wusste Juchata über ihre Mutter? War es eine Ahnung? Oder hatte sie seine intimsten Gedanken, seine größten Sünden entdeckt? Seine Tochter war gefährlich, das ahnte er spätestens jetzt. Für einen Moment verlor er die Beherrschung. In dem Moment, als Juchata ihre Hand wieder senkte, erhob er sich. Juchata sah noch, dass auch er seinen Arm hob.

Der mächtige Schlag traf sie unvorbereitet. Es war das erste Mal, dass er sie körperlich gezüchtigt hatte. Mit der Rückseite seiner Handfläche traf er sie, mit voller Wucht, so dass sie schwungvoll zu Boden stürzte.

„Baribas....“ Vincus rief donnernd seinen ergebenen Diener, der herbei gelaufen kam, schneller als sonst, denn seine Verletzung schien wie verschwunden.

„Bring sie zurück in ihre Gemächer und bewache sie. Du verantwortest ihr Wohlsein mit deinem Leben.“

Baribas nickte, sah auf Juchata, die noch immer benommen vor den Beiden lag. In seinem Gesicht spiegelte sich lechzende Zufriedenheit wider, seine blassen Backen waren bläulich angelaufen, seine Augen fieberten vor gewalttätiger Lust. Wie sehr er es genoss, sie so zu sehen, sie, die ihn behandelt hatte wie Luft, die beinahe besser war als er, ein männlicher Nocturn.

Baribas packte Juchata am Arm. Sicher hätte er noch warten können, bis sie aufgestanden wäre, doch die Gelegenheit, ihr Schmerzen zuzufügen, wollte er nicht ungenutzt verstreichen lassen.

Er zerrte an ihr, bis sie vor ihm stand. Mit hasserfülltem Gesicht blickte sie nun auf Vincus, machte sich mit einer ruckartigen Bewegung von ihrem Widersacher los, dessen Brutalität ihr durchaus bewusst war.

Ihr Vater stand daneben, tat nichts.

Juchata flüsterte ihm zu:

„Wir werden noch sehen, was morgen geschieht. Ich hasse dich, du wirst mich nie wiedersehen, das verspreche ich dir. Was immer geschieht.....“ ihre Worte brachen ab, denn sie fühlte, wie ihr Tränen in die Augen stiegen. Doch diese Genugtuung wollte sie ihm nicht geben.

Vincus lächelte nur schief und unecht, sagte aber nichts mehr, sondern machte nur

eine Handbewegung in Richtung Baribas, der Juchata sofort wieder packte und aus dem Saal zog. Draußen machte sie sich wieder von ihm los, rannte in die Richtung ihrer Gemächer. Baribas bemühte sich, ihr zu folgen, bereute, dass sie freiwillig lief. Zu gerne hätte er sie noch ein wenig misshandelt, vielleicht sogar geschlagen. Der Gedanke daran erregte ihn noch mehr, doch es blieb bei dem Gedanken. Als er mit seinem hinkenden Gang ihre Gemächer erreichte, waren diese bereits vollständig von innen verriegelt. Mit einem tiefen Seufzer bezog er Stellung vor der Tür, folgte dem Befehl seines Herren und würde an diesem Tag kein Auge schließen. Die Erinnerung an die vergangenen Szenen hielten ihn jedoch wach, so sehr erfreute er sich selbst im Nachhinein daran.

In der Kammer saß Juchata betrübt auf dem Bett. Sie wusste, dass sie in der Falle saß, machte sich noch nicht einmal Gedanken, wie sie hier unbemerkt herauskommen könnte. Sie war in den Händen Ophras, zu dem sie jetzt betete. Er war ihr letzter Ausweg, die letzte Hoffnung. Wie weit war es gekommen, dass sie sich nun auf einen Gott verlassen musste?

Sie bemerkte die Tränen nicht, die ihr in Strömen über die blassen Wangen liefen. Irgendwann schlossen sich ihre Augen von selbst und ein dumpfer Schlaf umhüllte sie. Wenigstens spürte sie nichts mehr.

Sie schlief so fest, dass sie auch durch das laute Klopfen nicht erwachte. Sie integrierte die Geräusche in ihre Träume, die wild und verwirrend waren. Erst als Vincus begann, sie zu rufen, ihren Namen zu schreien, erwachte sie. Juchata sah sich verwundert um. Nur langsam kamen ihre Erinnerungen wie durch einen Nebelschleier zu ihr zurück, nahmen Kontur und Form an, bis sie wieder ganz bei ihr waren. In aller Grausamkeit und Härte. Benommen stand sie auf, noch immer hämmerte ihr Vater gegen die Tür. Sie verspürte nicht die geringste Lust, ihn zu sehen, eine innere Stimme sagte ihr jedoch, dass sie es besser doch tun sollte. Mit einem Schwung öffnete sie, wollte bereits zu einem Wutausbruch ansetzen, doch verstummte sie, als sie in das Gesicht ihres Vaters sah, der ihr, kreidebleich und voller Sorgenfalten, wie ein Gespenst gegenüberstand. Noch nie hatte sie ihn so gesehen.

„Es ist etwas Furchtbares geschehen. Komm mit, schnell, wir dürfen keine Zeit verlieren. Pack einige Sachen ein, nichts Schweres, du musst weg.“

„Aber.“ Juchata verstand nicht.

„Ich erzähle es dir im Laufen, beeil dich.“

Juchata gehorchte ihrem Vater, der sie mit seinen Sorgen, die sie noch nicht kannte, bereits angesteckt hatte.

Kapitel 9

Der Riese kam auf Naxbil zu, zähnefletschend folgte ihm der Megant, der Anstalten machte, sich auf ihn zu stürzen. Naxbil sah die angespannten Muskeln des Tieres, das nur durch die Macht seines Reiters davon abgehalten wurde, ihn zu verschlingen. Der Kämpfer schaute auf Naxbil hinab, ohne den Augenkontakt mit ihm zu brechen, rief er einen Befehl zum Meganten hinüber, der widerstrebend gehorchte und sich zurückzog, um andere Namenlose zu töten, die sein Herr nicht vor diesem Schicksal zu bewahren dachte. Wie erstarrt blickte Naxbil auf sein Gegenüber, der ebenso reglos dastand wie er, noch immer mit der Hand am Visier.

Mit einem lauten Quietschen, das sogar die Schreie der Sterbenden um die beiden herum übertönte, öffnete sich der Helm und zum Vorschein kam das runde Gesicht des Gladius. Versteinert schauten sich die beiden an, beinahe bereits Verwandte, hier auf dem Feld der Unterstadt jedoch Feinde. Zumindest sah es so aus. Keiner fand ein Wort für die groteske Situation, die völlig unmöglich schien und in der beide keine

Ahnung hatten, was sie nun tun sollten. Als Erster fand Gladicus seine Sprache wieder:

„Naxbil.....aber..... du warst doch gerade noch bei der Zeremonie.....“ Gladicus hatte nicht mitbekommen, dass sich Naxbil sehr früh entschuldigt hatte.

Der Sohn des Vincus empfand es als unnütz zu antworten, tat es aber schließlich trotzdem:

„Wie du siehst, bin ich nicht mehr dort.“

Gladicus wirkte wie betäubt, denn den Konflikt, der in ihm schwelte, konnte niemand erahnen. Selbst Naxbil nicht, der langsam begann, diese Begegnung als positiv zu betrachten, die ihn zweifellos vor dem sicheren Tod und der Schande, in der Unterstadt zu sein, retten würde.

„Was tust du hier?“ Gladicus Stimme wirkte jetzt fester.

„Sagen wir, ich bin hier einigen unverschiebbaren Tätigkeiten nachgegangen.“

Die Antwort gefiel Gladicus nicht, dessen Miene immer noch steinern und stoisch den General zeigte, der in seiner Pflichterfüllung nicht schwankte und jetzt genau wusste, was er zu tun hatte.

„Naxbil, wer immer du bist, ob mein Bruder oder Freund, das hier ist ernst, auch wenn du morgen mein Schwager wirst, denn Juchata wird mich heiraten. Ich frage noch einmal, was tust du hier?“

Naxbil erkannte langsam, dass dies der letzte Sargnagel in seine Existenz sein konnte. Dieser grobschlächtige Krieger würde nicht einmal davor zurückschrecken, ihn der Obrigkeit auszuliefern, selbst wenn er sein Verwandter werden würde.

„Ich war eben hier, habe mich amüsiert. Warum auch nicht? Die Hochgeborenen können das ja kaum noch, untereinander schon gar nicht. Das verstehst du doch?“

Gladicus schüttelte mit dem Kopf.

„Es ist ein Verbrechen. Und noch dazu zu dieser Zeit. Wir wissen, dass ein Anführer die Namenlosen führt, einer, der, wie du siehst, eine Menge Anhänger gesammelt hat. Würde mich nicht wundern, wenn es ein Hochgeborener wäre, einer aus hohem Haus. Du zum Beispiel. Und nun finde ich dich hier. Jetzt rede endlich. Und keine Späße mehr.“

Jetzt verstand Naxbil, der ein lautes Lachen nicht verkneifen konnte.

„Ich soll das alles angezettelt haben? Ich? Der nicht einmal sich selbst kontrollieren kann, soll Hunderte zu diesem Aufstand gebracht haben?“

Mittlerweile waren die Truppen dazu übergegangen, den Verwundeten auf dem Platz den Garaus zu machen. Bald schon würden sich noch mehr Hochgeborene Soldaten für die Beiden interessieren, dann war es mit Naxbil endgültig vorbei. Noch wusste nur Gladicus von seinem verbotenen Ausflug.

Gladicus war das alles egal, denn er würde Naxbil ausliefern, das ahnte der Unglückliche. Gab es denn keinen Ausweg? Unter normalen Umständen hätte er versucht, Zeit zu gewinnen, doch selbst diese Option hatte er nicht.

„Gladicus, um Ophras Willen, hör auf damit. Willst du deinen Schwager an den Galgen bringen?“

Gladicus verzog keine Miene.

„Das hast du dir selbst eingebrockt. Du kommst jetzt mit, wir werden dich dem Rat vorführen.“

Was als Nächstes geschah, lief für beide wie in Zeitlupe ab. Eigentlich hob Naxbil nur die Hand mit der rostigen Eisenstange. Er würde später schwören, dass es ein Versehen war, dass er niemanden verletzen wollte.

Gladicus, der auf diese Aktion nicht vorbereitet war, machte keine Anstalten, sich zu wehren. Im Gegenteil, er wollte wieder auf Naxbil einreden, nur dass diesmal keine Worte aus seinem Mund kamen. Ein lautes Gurgeln und Gladicus schaute ungläubig auf Naxbil, der zu Tode erschrocken vor dem Riesen stand.

Gladicus fasste sich an den Hals, spürte die Stange, die dort herausragte und seine Luftröhre durchbohrt hatte. Das alles war ohne ruckartige Bewegung geschehen, kein

Schlag, kein Stoß, nichts, wie von Zauberhand war die rostige Waffe mühelos durch den Hals des Generals gegliedert, der diese Attacke nicht einmal wahrgenommen, geschweige denn gespürt hatte.

Die Augen des Gladicus weiteten sich, als er langsam verstand, was mit ihm geschehen war. Immer noch schaute er ungläubig auf Naxbil, immer noch fasste er nicht das Ausmaß seiner Verletzung. Er, der Unbesiegbare, der sich den wildesten Kämpfern gestellt und immer obenauf gewesen war, schwer verletzt durch einen schwächlichen Hochgeborenen?

Er röchelte, versuchte Luft zu holen, was ihm nur schwerlich gelang. Aus seinem Mund floss das dickflüssige, dunkelblaue Blut, während der Riese versuchte, den Eisenstab zu entfernen. Mit jedem Recken jedoch wurden die Schmerzen stärker und die Panik größer, denn je mehr er zog desto schwieriger wurde das Atmen. Sein blasses Gesicht wurde immer blauer, das Blut rann bereits an der Rüstung hinunter.

Alles spielte sich in Sekunden ab. Noch hatte niemand etwas von dem Vorfall mitbekommen, sicher weil Gladicus wie ein starker Baum stand und keine Anstalten machte, trotz seiner Verwundung, Schwäche zu zeigen. Er würde, wenn möglich, stehend sterben, ein Gedanke, der langsam in ihm heranreifte und mehr und mehr Wirklichkeit wurde.

Naxbil reagierte schnell, fand noch Zeit, Gladicus einige Worte zu sagen.

„Es tut mir leid, es war keine Absicht. Bitte verzeih mir.“

Dann drehte er sich so schnell wie möglich um und verschwand in einer der Gassen, die sich hinter ihm auftat. Als hätte er noch nicht genug Schwierigkeiten, sah er einen verletzten namenlosen Jungen, der nicht mehr laufen konnte. Kurz entschlossen packte er ihn und trug das Geschöpf, das kaum mehr die Kraft fand, sich an ihm festzuhalten. Er lief so schnell er konnte, der Gefechtslärm hinter ihm wurde immer leiser, auch wenn er nie ganz verstummte. Naxbil bemerkte es kaum, aber ihm folgten einige Namenlose, die sich an ihn geheftet hatten. Er machte den Eindruck als wüsste er einen Ausweg und die Nocturnen klammerten sich an diese Hoffnung, dem Massaker, das sicher noch die ganze Nacht weitergehen würde, zu entinnen.

Naxbil erinnerte sich wieder, wo er war. Alles war ihm egal, er dachte nicht mehr, wollte nur noch in dem Loch verschwinden, aus dem er hier unten hervorgekrochen war. Bald schon hatten sie die Tiefen der Unterstadt erreicht, wo sich kaum noch jemand hin verirrte. Hier bewegte er den verwitterten, leichten Felsen, legte wie durch ein Wunder für die anderen den Eingang frei. Ohne zu fragen, folgten sie ihm. Er ließ sie gewähren, warum, wusste er nicht. Als der letzte Nocturn hindurch war, schob er den Stein wieder vor das Loch, unauffindbar für jeden außer ihm. Wie im Delirium lief er durch die uralten Gänge. Ein Ziel hatte er nicht. Stumm und erwartungsvoll folgten ihm die anderen. Noch immer trug er den Jungen, der inzwischen eingeschlafen war. Nach einer Stunde des Umherirrens hielt er inne, setzte sich auf das, was früher einmal eine Art Bürgersteig gewesen sein musste und ruhte sich aus. Noch immer sprach niemand ein Wort, doch alle folgten seinem Beispiel.

Naxbil ahnte, dass er heute Nacht zu weit gegangen war. Ab heute würde alles anders werden, nicht nur für ihn, auch für alle, die ihn kannten. Im Moment war er jedoch zu erschöpft, um einen klaren Gedanken zu fassen. Er legte sich auf die Steine, die gnadenvolle Dunkelheit des Schlafes umgab ihn nach wenigen Sekunden, er verlor sich in der Surrealität der Träume, in denen er noch immer unschuldig und unbefleckt war.

Kapitel 10

Naxbil erwachte. Er schaute sich um, doch erkannte er lange nicht, wo er war. Dann

fiel es ihm wieder ein. Alles kam ihm wie ein schlechter Traum vor, der Aufstand, die Toten, sein Verbrechen am angehenden Bräutigam seiner Schwester. Als er sich jedoch umschaute, blickte er auf die Namenlosen, die ihm gefolgt waren. Der Junge, den er gerettet hatte, lag tief schlafend in seiner Nähe. Auch die anderen schliefen, Naxbil vernahm ihr gleichmäßiges Atmen, das – beinahe synchronisiert – bewies, dass er nicht nur einen Hochgeborenen schwer verletzt hatte oder schlimmer. Er hatte auch viele Leben gerettet, auch wenn diese Namenlosen kaum etwas wert waren. In diesem Augenblick begann er, das anders zu empfinden. Noch immer zogen vor seinem Auge die Bilder dieser Nacht vorbei. Es war, als rieche es wieder nach Rauch, Blut und Exkrementen. Noch immer vernahm er die Schreie der Sterbenden und Verwundeten, sah ihre zermalmtten Körper beinahe deutlicher vor sich als zum Zeitpunkt des Geschehens.

In der Höhle waren an die 20 Namenlose, vorwiegend junge, aber auch einige ältere Nocturnen, die sich an der aufrührerischen Versammlung in der Nacht beteiligt hatten. Naxbil blickte an sich hinunter. Auch er trug immer noch die Torgu. Das erste Mal empfand er so etwas wie Stolz, was ihn wunderte, denn seiner Meinung nach hatte er heute Nacht nichts getan, das ihn zu dieser Empfindung berechtigt hätte.

Er dachte nach, machte sich Gedanken über das, was jetzt geschehen sollte. Er konnte nicht mehr zurück, wusste allerdings nicht weiter. Es schien ihm wichtig, die Nocturnen hier nicht allein zu lassen, auch wenn es ihn im Grunde nichts anging. Instinktiv jedoch fühlte er, dass er mehr denn je Teil dieser Welt geworden war, wahrscheinlich bereits in dem Moment, als er das erste Mal die Torgu angezogen hatte, um das, was er nicht kannte, kennenzulernen.

Ein älterer Namenloser in seiner Nähe blinzelte, ein untrügliches Zeichen, dass er erwachte. Naxbil wartete, bis der drahtige, beinahe kahle Nocturn realisiert hatte, wo er war. Bevor dieser sich jedoch in seinen Erinnerungen verlieren konnte, flüsterte Naxbil:

„Mein Freund, warte hier und pass auf die anderen auf. Ich werde uns etwas zu essen besorgen und zusehen, dass ich in Erfahrung bringe, wie die Dinge draußen stehen.“ Naxbil machte sich nicht die Mühe, seinen Hochgeborenen Akzent zu verbergen. Der Namenlose schaute ihn verwundert an.

„Ja, ich bin hochgeboren, das ist ab jetzt nicht mehr wichtig. Meine Zeit in der Oberstadt ist vorbei. Wartet hier auf mich, ich komme zurück, sobald ich mehr weiß. Bewegt euch nicht, ihr werdet sonst niemals wieder hinausfinden. Glaubt mir, es hat mich Jahre gekostet, den Lauf dieser Gänge zu verstehen.“

Der Namenlose nickte nur verwirrt. Naxbil machte sich sofort auf den Weg. Selbst er brauchte einige Zeit, bis er einen Ort fand, den er kannte. Das Höhlensystem hatte er noch lange nicht vollständig erkundet, kannte aber die Wege zwischen den beiden Zugängen, so dass er nur lange genug umherlaufen musste, bis er einen Weg fand, den er irgendwann einmal markiert hatte. Naxbil prägte sich alles genau ein, um die Gruppe wiederzufinden, die ohne ihn hier unten ganz sicher verloren war. Er musste so schnell wie möglich in die Oberstadt zu seinem Freund Mintros, der sicher weiter wusste. Er war weit entfernt vom Ausgang, musste lange laufen und viele Anstiege bewältigen. Es war hier unten völlig still, nach den Ereignissen der Nacht eine Wohltat, auch wenn er in die Stille hinein die Schreie der Getöteten vernahm, die in seinem Kopf lauter schrien als auf dem Feld, auf dem sie gestorben waren. Während er lief, machte sich Naxbil Gedanken. Er spekulierte, was nach seiner Flucht passiert sein konnte. Die Unwissenheit war dabei fast noch schlimmer zu ertragen als die bereits geschehenen Gewalttaten, deren Zeuge er geworden war. Das erste Mal kam ihm der Gedanke, dass nicht nur er die Konsequenzen seiner Taten zu tragen hatte, sondern auch seine Verwandten. Was würde mit seinem Vater geschehen, wenn Gladicus überlebt hatte? Was wenn ihn jemand erkannt hatte? Beinahe wünschte er sich, dass der General dort, im Stehen, gestorben wäre. Naxbil war sich recht sicher, dass niemand anders ihn gesehen hatte. Doch wenn doch, was dann? Konnte man seine

Schwester für das, was er getan hatte, verurteilen? Die Gesetze der Hochgeborenen waren kompliziert und besonders streng, wenn es um den Kontakt mit Namenlosen ging. Er kannte jedoch keinen Fall, in dem jemand etwas Vergleichbares getan hatte. Doch vielleicht würde alles gut werden und er würde einfach nach Hause zurückkehren, ohne dass jemals jemand von seinem Ausflug erfahren würde. Doch wollte er das? Und was würde mit den Namenlosen hier unten geschehen? Sie würden hier verhungern, niemand würde sie jemals finden, außer vielleicht Mintros. Wenn er ihm nichts erzählte, würde dieser allerdings niemals die Wahrheit erfahren, denn die Gruppe hätte auch zufällig den Eingang gefunden haben können. Dann hätten sie sich verirrt und wären schließlich, nach langem Umherirren, verhungert. Naxbil schüttelte sich, wenn er daran dachte. Vielleicht noch vor wenigen Stunden hätte er eine solche Tat fertiggebracht, hätte nicht gezögert, auch dreimal so viele Namenlose in diesen grausamen Tod zu schicken. Doch jetzt? Waren es nicht seine Leute, die er elendig verrecken lassen würde? Er schaffte es nicht, einen Entschluss zu fassen, ertappte sich dabei, seinen ohnehin langen Weg durch Umwege zu verlängern. Schließlich stand er doch vor dem Stein, hinter dem sich der Keller des Hauses seines Freundes verbarg. Leise schob er diesen zur Seite. Mit einiger Kraft hob er den Schrank an, um sich Platz zu schaffen, dann war der Weg in die Oberstadt frei. Mintros hatte ihn bereits gehört, kam ihm entgegen. Naxbil blickte auf seinen Freund, versuchte in seinem Gesicht zu lesen, was geschehen war. Dann begann Mintros zu reden...

Kapitel 11

Es war bereits heller Tag, doch Pelleus saß immer noch wach in den Gewölben seines abgedunkelten Hauses. Im Gegensatz zu Vincus wohnte der alte General mitten in der Oberstadt, direkt am Parlamentsplatz in einem riesigen Wohnhaus. Hier gab es reichlich Platz, genügend Häuser, um alle Familien mit klangvollem Namen bequem unterzubringen. Selbst die, deren Namen eher niederen Ranges waren, wohnten am Rande der Oberstadt, mussten keinen Platzmangel fürchten, auch wenn sie bei Weitem nicht so komfortabel lebten wie die am höchsten Geborenen. Pelleus' Miene war finster, agitiert bewegte er den Stumpf seines Armes hin und her. Er war nicht allein im Zimmer und doch war niemand da, mit dem er sich hätte austauschen können. In ihm raste eine Wut, die so groß war, dass sie sich selber aufwog, beinahe zur Bewegungslosigkeit verkam, wenn sie sich nicht doch durch ein leichtes Zittern in seiner Gestalt verraten hätte. Die hohen Fenster im Erdgeschoss waren mit schweren Holzverschlägen gesichert, zusätzlich sorgten dunkelste Vorhänge aus Nilux dafür, dass selbst der winzigste Lichtstrahl regelrecht vernichtet wurde. Nur die Reichsten der Hochgeborenen konnten sich Nilux leisten, ein knappgehaltener Stoff, der Lichtstrahlen anzog und somit alles, was sich dahinter oder darunter befand beschützte. Selbst das Reisen am helllichten Tag war den Reichen auf diese Weise möglich, auch wenn das selten notwendig war. Die meisten Orte in der Oberstadt waren unterirdisch durch ein Straßensystem verbunden. Dieses stammte aus jüngster Vergangenheit, nur die Gebäude der höchsten Punkte um das Parlament herum waren jedoch angeschlossen. Dadurch hatten die Hochgeborenen auch die alte unterirdische Stadt nie entdeckt, die sich im unteren Teil der Oberstadt befand. Pelleus seufzte tief, sah auf den Körper seines Sohnes. Noch immer hatte Gladicus seine Rüstung an, die über und über mit dem dunkelsten blauen Blut bedeckt war, ein Zeichen, dass die Wunde, die er sich zugezogen hatte, von ernster Natur war. Er war kurz vor Sonnenaufgang hierher gebracht worden, der Arzt der Armee hatte sofort mit Pelleus gesprochen, ihm gesagt, dass er nichts habe ausrichten können, dass die Verwundung tödlich gewesen war, auch wenn es etwa eine Stunde gedauert hatte, bevor Gladicus innerlich verblutet oder erstickt sei.

Alle, die davon wussten, befanden sich in einem Schockzustand. Die Armee war bereits unterrichtet, die Wut der Soldaten konnte Pelleus bis in den Keller hinein spüren. Der Tragus der Nocturnen hatte sofort reagiert und eine Versammlung einberufen, die gleich bei Nachtbeginn einsetzen sollte. Diese Schmach hatte es noch nie gegeben, ein durch Namenlose getöteter General war eine Schande, die sofort und rücksichtslos gesühnt werden musste.

Noch schlimmer als der Tod seines Sohnes jedoch wog die zweite Nachricht, die der Arzt ihm gebracht hatte. Gladicus war nicht sofort gestorben. Er hatte seinen Männern ebenfalls zu verstehen gegeben, wer ihn getötet hatte. Ob diese ihn richtig verstanden hatten, stand bis jetzt nicht zweifelsfrei fest. Gladicus' Luftröhre war durch den Eisenstab vollkommen zerfetzt worden, die Laute, die er noch hatte von sich geben können, waren undeutlich und vage gewesen, doch viele glaubten, ihn richtig verstanden zu haben: Naxbil, der Sohn des Vincus, seines Weggefährten und Freundes, hatte Gladicus angeblich getötet. Pelleus glaubte noch nicht daran, auch wenn Zweifel in ihm aufstiegen. Der missratene Sohn des Vincus hatte sich in der Nacht früh verabschiedet, doch machte ihn das zu einem Mörder? Niemand hatte den Vorfall gesehen. Gladicus war wie so oft in vorderster Front gestanden. Kein Hochgeborener außer den Soldaten war in der Unterstadt gesichtet worden, von niemandem. Doch die einfachen Soldaten glaubten an die Schuld des Naxbil, zu eindeutig wären die letzten Worte des Gladicus gewesen. Noch in der Nacht waren sie aufgebrochen, um dem Hause DeRoveres einen Besuch abzustatten. Sie waren noch nicht zurück. Das konnten sie auch nicht, denn die Villa des Vincus lag außerhalb und die zwei Dutzend Soldaten würden den Tag in diesem riesigen Gebäude verbringen, vermutlich mit dem Verhör der Verdächtigen.

Pelleus blickte auf das verzerrte Gesicht des Gladicus. Sein Sohn war im Stehen gestorben, pflichterfüllt und tapfer wie ein echter Magnus. Er lag tot vor ihm. Der, der ihm folgen sollte, der die besten seiner Eigenschaften geerbt und entwickelt hatte. Pelleus' Herz war angefüllt mit Stolz, die selbst seine Trauer überdeckte. Doch die Zweifel wurden immer größer, je mehr ihm die Realität ins Bewusstsein kam. Eine Realität, die grausam und erschütternd den langsamen Verfall seiner Familie bedeuten konnte.

Pelleus hatte noch einen weiteren Sohn. Brochma, um die 30, hatte sich entscheiden, dem Ophras zu dienen. Nicht etwa aus der Motivation des Ketauro heraus, sondern aus purer Überzeugung. Brochma musste für diesen Glauben, den er sich seit frühester Jugend erkämpft hatte, leiden, denn bald schon merkte er, wie korrupt die Priesterschaft war, wie weit sie sich vom Weg des Ophras entfernt hatte. Wer Brochma jedoch kannte, der einen stählernen Willen und eine nicht erschütterliche Sturheit besaß, wusste, dass dieser niemals aufgeben würde, die Religion der Nocturnen zu erneuern und zu reinigen. Brochma wurde bei seinen oft undiplomatischen Predigten nur vom Namen seines Vaters geschützt, der deshalb bei der Priesterschaft ausgesprochen unbeliebt war. Doch die Freundschaft oder besser Bekanntschaft zu Vincus hatte bislang die komplizierten Verhältnisse im Gleichgewicht gehalten. Um seinen Sohn hatte sich im Laufe der Zeit eine kleine Anhängerschaft versammelt, meist einfache Hochgeborene, die Brochma vergötterten. Noch konnte Pelleus die Taten seines Sohnes, die bereits einige wichtige Hochgeborene zumindest hatten aufhorchen lassen, kaschieren, aber wie lange das noch gut gehen würde, wusste er nicht.

Das alles verschwamm in dem Ozean der Unwichtigkeit, wann immer er die Leiche des Gladicus ansah. Langsam stieg in ihm die Trauer hoch. Er unterdrückte sie nicht mehr. In seinen Augen bildete sich die erste Träne, die, als sie endlich floss, einen ganzen Damm auslöste.

Er schrie seinen so lange zurückgehaltenen Schmerz hinaus, den die Liebe zu seinem Sohn auslöste, tobte über die Grausamkeit, ihn sterben zu sehen, wo doch er, Pelleus,

an der Reihe war, zu seinen Ahnen zu gehen.

Nach einer halben Stunde versiegt die Tränen, Pelleus gewann die Oberhand über seine Trauer. Er löste sie durch Wut ab, die jetzt, stärker denn je, in ihm emporstieg. Er schwor Rache. Rache demjenigen, der ihm seinen Sohn genommen hatte. Gleich in der nächsten Nacht hatte er eine Sitzung einberufen, er würde sich nicht nur dafür einsetzen, den Fall bis ins Letzte hinein aufzuklären. Auch die Vergeltungsaktion, die folgen musste, sollte ob des schändlichen Verbrechens ihresgleichen nicht kennen.